

Nürnberger Altstadtberichte
Nr. 17 1992

Herausgegeben von den Altstadtfreunden Nürnberg e. V. ;
 verantwortlich: Dr. Erich Mulzer

Zuschriften: Viatiststraße 242, 90480 Nürnberg

Anrufe: (09 11) 40 63 62

Geschäftsstelle: Obere Krämergasse 16, 90403 Nürnberg;
 geöffnet jeden Freitag von 15 bis 18 Uhr

Bibliothek: In der Geschäftsstelle jeden Montag von 15 bis 18 Uhr

Konten: Stadtparkasse Nürnberg 1 357 154 (BLZ 760 501 01)
 Bayer. Vereinsbank Nürnberg 2 632 985 (BLZ 760 200 70)
 Dresdner Bank Nürnberg 1 254 200 (BLZ 760 800 40)
 Postgiroamt Nürnberg 550 38-852 (BLZ 760 100 85)

Spenden, für die eine steuerlich verwertbare Quittung gewünscht wird,
 müssen über die Stadt Nürnberg geleitet werden. Bitte überweisen Sie in
 diesem Fall an: Stadt Nürnberg, Spendenkonto Altstadtfreunde,
 Stadtparkasse 1 373 200 (BLZ 760 501 01)

Inhalt

Tätigkeitsbericht der Altstadtfreunde für das Jahr 1991.	
Von Erich Mulzer	1
Ein Blick in die Tiefe. Archäologische Untersuchungen im Hinterhaus Bergstraße 23.	
Von Birgit Friedel	25
Die Moritzkapelle oder: das Loch im Stadtbild.	
Von Erich Mulzer	37
Baubiologie, Ökologie und Handwerkstechnik bei der Sanierung des Hinterhauses Bergstraße 23.	
Von Michael Taschner	85
Sechs Jahrzehnte Arbeit für die Altstadt.	
Zum Gedenken an Julius Lincke	93

Umschlagbild: Jahreszahl am Tragarm für die Totenleuchte des Schreyer-Landauerschen Grabes an der Sebalduskirche. Federzeichnung von Gerhard Schneider.
 Das, was vom Leben Adam Krafts heute noch faßbar ist, drängt sich zwischen zwei nahe beieinander liegenden Jahreszahlen zusammen: 1492 außen an St. Sebald und 1508 in der Holzschuherkapelle im Johannisfriedhof. Sie sind Anfangs- und Endpunkt eines unglaublich reichen Lebenswerks: Sakramentshaus und Leidensstationen, Peringersdörfersches Epitaph und Waagamtsrelief, Madonnen und Wappen – dies alles und noch viel mehr wurde in der Spanne von 16 Jahren dem harten Stein abgezwungen! Die Zahl, die sich an der Sebalduskirche den Vorübergehenden förmlich entgegenreckt, könnte demnach sagen: Hier hat einer vor fünfhundert Jahren begonnen, seine Zeit zu nutzen. Tun wir es auch?

Tätigkeitsbericht der Altstadtfreunde für das Jahr 1991

Erich Mulzer

Gemessen an den 444 neu eingetretenen Mitgliedern ließ das Berichtsjahr nichts zu wünschen übrig: Die Vorjahrszahl (325) wurde tief in den Schatten gestellt, und selbst das Spitzenergebnis des vorausgehenden Jahres (437) konnte noch knapp übertroffen werden.

Leider hat auch die Zahl der 67 angezeigten Sterbefälle eine bisher nicht gekannte Höhe erreicht. Die Trauer der Altstadtfreunde gilt allen diesen Toten, die während einer kurz oder lang bemessenen Zeit mitgeholfen haben, das Gesicht unserer Stadt zu erhalten. Unter ihnen muß ein mit den Altstadtfreunden aufs engste verbundener Name besonders genannt werden: Julius Lincke, unser feinsinniger Berater und fachkundiger Mentor. Ihm ist am Ende dieses Hefts ein dankbares Denkmal gesetzt.

Noch weitere Verstorbene sind wohl unter den 141 aus der Mitgliederliste gestrichenen Personen zu vermuten, mit denen seit Jahren keine Verbindung mehr bestand. 38 Austritte wurden meist wegen Umzugs oder Alters, in fünf Fällen aber auch wegen abweichender Ansichten erklärt. Rechnet man alle diese Veränderungen ein, dann ergibt sich eine tatsächliche Mehrung um 199 Mitglieder und eine fortgeschriebene Endzahl von 6046 am Jahreswechsel 1991/92.

Der ungewöhnlich starke Zustrom läßt sich nicht von den Ereignissen trennen, die den Altstadtfreunden in diesem Jahr zwangsläufig ein neues Erscheinungsbild aufnötigten. Es begann am 17. Januar mit der Vorstellung des (fälschlicherweise „Augustinerhof“ genannten) riesigen Neubauprojekts zwischen Pegnitz, Winkler-, Karl- und Augustinerstraße. Der von dem „weltbekannten Stararchitekten“ Helmut Jahn entworfene Komplex sollte „ein eindeutiges Signal für Gegenwart und Zukunft setzen“ und ein „modernes Element in der Sebalder Altstadt“ bilden, die nicht „als Freilichtmuseum“ erscheinen dürfe. Der Kontrast zu den bisherigen „einfalllosen Häusern“ reichte bis ins Material: So war „für die Außenfassade kein Sandstein, sondern geschliffener Granit vorgesehen“, während „die Halbrund-Dächer mit Metall belegt werden“. Der Baureferent wollte mit diesem Projekt für Nürnberg „einen Traum wahr machen“ und „fünfzig Meter vom Hauptmarkt entfernt“ etwas entstehen lassen, „was nicht nur in München, Berlin oder Frankfurt möglich ist“. Die Presse zeigte sich weithin beeindruckt (wie die



*Der letzte Rest
Alt-Nürnberg's
soll Weltstadt-
City werden:
Der Augustiner-
hof im Pressebild*

1

obigen Zitate vom 18. Januar spüren lassen), und die Nürnberger Nachrichten überschlugen sich geradezu: Unter der Überschrift „Mut zur Moderne“ wurde das Brechen eines „Tabus“ gefeiert, „das beim Wiederaufbau 45 Jahre lang krampfhaft hochgehalten worden ist“.

Tatsächlich handelte es sich bei dem geplanten Geschäftszentrum um den bisher umfassendsten Angriff auf den strukturell noch intakten Altstadtrest zwischen Pegnitz und Burg – und zwar gleichermaßen in Größe, Form und Nutzung. Nicht der diagonale Passagenbau, sondern dessen massives Ausgreifen nach allen vier Seiten bis an die Grenzen des Häuserblocks unter völliger Überlagerung aller Höfe und Freiflächen führte zu einer Baumasse, wie sie höchstens im Kern eines Geschäftsviertels vertretbar wäre. Hinzu kam die äußere Form, die von der Fassadengliederung bis zum durchgeschnittenen Bogendach in unaufhebbarer Gegensatz zur Umgebung stand. Dafür neun unversehrte Nachkriegshäuser abzurechen (unter denen sich mit dem sandsteinverkleideten Anwesen Karlstraße 4 und der differenzierten Vier-Häuser-Front zur Pegnitz durchaus ansehnliche Leistungen der Wiederaufbauarchitektur befanden), erinnerte an die berüchtigten Kahlschlag-Modernisierungen der sechziger Jahre. Vor allem aber sahen wir hinter dem Vorhaben schon bei unserer ersten Pressekonferenz „eine Grundsatfrage der Stadtentwicklung: Ist es ein Gewinn, wenn die Cityfunktion in die Sebalder Altstadt hineingetragen wird? Wird damit den Menschen, der Lebensqualität und letztlich der Attraktivität der Stadt gedient?“ (NN 26. Januar).

Die Altstadtfreunde wußten allerdings aus ihren Erfahrungen mit dem Kreuzgassenviertel, wie wenig selbst die überzeugendsten Argumente für sich allein bedeuten. In blitzschnellem Entschluß wurde daher am 20. Februar das dem Projekt benachbarte private Anwesen Winklerstraße 13 mit einem Barockhof von 1718, das auf dem veröffentlichten

Entwurf bereits verschwunden und teilweise überbaut war, um den sehr hohen Preis von 1,4 Millionen DM gekauft. Damit hatten wir die wertvolle Bausubstanz auf die einzig zuverlässige Weise dauerhaft gesichert und außerdem eine vielleicht zu befürchtende weitere Ausdehnung des Projekts nach Norden blockiert. Dieser in der Geschichte der Altstadtfreunde bisher beispiellose Kraftakt zwang allerdings erstmals auch dazu, alle Mitglieder am 27. Februar eindringlich um eine Sonderspende zu bitten. Die daraufhin innerhalb von acht Wochen eingehenden 330.000 DM und mehr noch eine in diesen Tagen uns überraschend zufallende Erbschaft unseres Mitglieds Gerda Lermer machten es dann zusammen mit der Auflösung aller unserer Rücklagen wider Erwarten möglich, bis zum 8. Juni den Kaufpreis ohne Aufnahme von Bankkrediten abzuführen. Dem stand die völlige Lähmung unserer Restaurierungsarbeiten und die Einstellung sämtlicher eigener Baumaßnahmen auf zunächst unabsehbare Zeit gegenüber. Als wir am 5. Mai unsere Neuerwerbung der Öffentlichkeit vorstellten,

2



Auf dem ersten Entwurfs-Papier schon nicht mehr vorhanden: Barocke Hofanlage Winklerstraße 13 nach dem Rettungskauf (mit Besuchern in allen Stockwerken)

äußerten sich die rund 2000 Besucher nahezu einhellig ablehnend über den geplanten Laden- und Bürokomplex an dieser Stelle der Altstadt. Eine gegen Mittag versuchsweise aufgelegte Liste fand binnen weniger Stunden fast 500 Unterzeichner. Demgegenüber hatten jedoch inzwischen SPD, CSU, Grüne und FDP das Projekt grundsätzlich begrüßt und seine rasche Weiterbehandlung nach § 34 des Baugesetzbuches – das heißt ohne Einleitung eines Bebauungsplanverfahrens und damit ohne Mitspracherecht der Bevölkerung – in Aussicht genommen. Auch die Fachleute des Nürnberger Baukunstbeirats wußten an der „aparten Lösung“ (NN 9. Februar) architektonisch nur einige unbedeutende Kleinigkeiten auszusetzen.

3



*So hoch
soll der
Augustinerhof
an dieser Stelle
werden:
Hubwagen vor
einem erst zehn
Jahre alten
Abbruchhaus*

*Statt Giebeln der
Wiederaufbauzeit ein
halbrundes Glasdach:
Der weltberühmte
Henkersteg-Blick
wäre entstellt*



Am 10. Oktober legte der Baureferent ein leicht überarbeitetes und stärker gegliedertes Modell vor. Genauere Pläne gab es aber immer noch nicht. Da sich das Mißbehagen vieler Nürnberger bisher lediglich in Leserbriefen ausdrücken konnte und darüber hinausgehend nur in der Nürnberger Zeitung zwei ganzseitige Artikel (am 9. März und am 11. Mai) grundsätzliche Fragen stellten, entschlossen sich die Altstadtfreunde, die aus dem Modell abgreifbaren Maße der Öffentlichkeit einmal anschaulich vor Augen zu führen: Am 31. Oktober wurde nach vorheriger Presse-Ankündigung mit einem Hubwagen an den beiden Enden des Grundstücks jeweils eine halbe Stunde lang die geplante Höhe des Baus markiert, wobei ein herabhängendes Maßband die 24,5 Meter für jedermann deutlich überprüfbar anzeigte. Durch diese Demonstration schien die Bevölkerung erst richtig aufzuwachen; besonders, als wir etwas später der Presse Fotografien vorlegten, in die mit Hilfe der Hubgondelstellung die Umriss des gewaltigen Baukörpers maßstabsgetreu eingezeichnet waren (NN, NZ, AZ 23. November).



Augustinerhof – nicht so.

Nürnberg hat bis jetzt das einzigartige Bild seiner Altstadt bewahrt.
Das Großprojekt Augustinerhof sprengt dagegen alle Maßstäbe:
Frontenlängen bis 90 m, 25 m hohe Betonhalbkreise, 15.000 m² gewerbliche Nutzfläche!

Das bedeutet:

**Übergreifen der Kommerzialisierung von der Lorenzer auf die Sebaldter Altstadt ·
Explodieren der Miet- und Grundstückspreise · Verlust an Wohnraum · Verdrängung
des mittelständischen Gewerbes · Zerstörung des historischen Stadtbildes**

Solch bedeutende strukturelle Änderungen eines Stadtteiles dürfen nur im Rahmen
eines Bebauungsplanverfahrens durchgeführt werden – d. h. mit Bürgerbeteiligung!

Wir befürchten eine verhängnisvolle Entwicklung unserer Stadt und fordern:
**Maßstäblichkeit der Bebauung · Erhaltung der gewerblichen Infrastruktur ·
Schutz von bezahlbarem Wohnraum**

Nürnberg und Freunde unserer Stadt – es ist fünf Minuten vor Zwölf! Sprechen Sie mit
Freunden, Bekannten und Nachbarn! Unterstützen Sie uns mit vielen Unterschriften.

«BÜRGERFORUM» Rettet die Sebaldter Altstadt

Obere Krämergasse 16, I. Stock, 8500 Nürnberg, Telefon 09 11/2413 93, Montag – Freitag 16 – 18 Uhr

✂ Ich unterstütze mit meiner Unterschrift die Ziele des BÜRGERFORUM -Rettet die Sebaldter Altstadt-	NAME/ANSCHRIFT	
	DATUM	UNTERSCHRIFT

Wir unterstützen die Ziele des **BÜRGERFORUM**

»Rettet die Sebaldter Altstadt«:

Richard Auer, Lutz M. Hagen, Beate Krieger für SPD Altstadt
Herbert Bäckerlein, Dipl.-Ing. (FH) Hans-Joachim Bartsch,
Mechaniker, Professor Dr. Hartmut Beck, Stadtrat, Günter
Bergelt, Lehrer, Eberhard Bibelriether, Pfarrer und Vorsitzender
Baumärkte St. Sebald, Dr. E. Bienen, Student, Alfred
Beck, Betriebsratvors. Siemens Erlangen, Aufsichtsratsmitglied
Rudolf Cantzler, Präsident des Sozialgerichtes, Stadtrat, Werner
Decken, Architekt, R. Johanna Eickhäuser, Bewohnerin der
Altstadt, Dr. Ernst Eickhorn, Kunsthistoriker, Bezirksheimat-
pfleger Mittl. R., Bezirksvorsitzender Mittl. des Frankenbundes
Karl Fischer, Architekt, Dr. Peter Fleischmann, Archivar, Theo
Friedrich, Irid. Gartenbauingenieur, R. Frank Gartenbaugewerks-
schaft e. V., Dieter Fritsch, Stadtrat und für den Verein Bürger-
verein Lichtst. Dieter Gärtner, General Gerardi, Bildungs-
politiker, Professor Hermann Harmswörth, Kirchenmusiker, Veit
Höfner, Pfarrer der Frauenkirche, Lorenz Hofbeck, Student,
Dr. Gerhard Hönig, Jurist, Waltraud Klöss, Bauezerherin,
Dieter Kohler, Stadtdirektor, R. Oskar Koller, Maler und
Graphiker, Dr. Inge Lautensch. Dipl.-Chem. Gerdt-Dietter
Liedke, Journalist, Denkmalschutzprersträger 1988, Dr. Bernd
Mann, Apotheker, Matthias Meise, Kunsthistoriker,
Stadtgesehichtliche Museen Nürnberg, Dr. Urmala Meise,
Kunsthistorikerin, Germanisches Nationalmuseum Nürnberg,
Joachim Meißner, Vorsitzender der CSU Altstadt, Dr. Eva
Meyer, Bezirksrätin, Dr. Erich Metzner, Vorsitzender der Altstadt-
freunde Nürnberg v. E. Eike Oettermann, Restaurator, Dieter
Ostereicher, Werbefachmann, Walter Pfeiffer, Diakon St. Egidien
Gunter Ramann, Ingenieur, Dr. Ing. E. H. Heitz-Schwarzl,
Stadtbaurät a. D., Michael Schmidt, Industriemester, Hans
Schreyer, Jurist, Leihar Simon, Diplomat-Informtiker, Dr. Werner
Söldner, Jurist, Georg Stolz, Architekt und Stadtheimat-
pfleger, Professor Dr. Wolfgang v. Stromer, Wirtschaftsinforiker,
Dr. Kurt Tappner, Bezirksheimatpfleger, Barbara Ffö, v. Tucher,
Kaufrau, Ingeborg Ffö, v. Tucher, Stadträtin, Joachim Ffö, v.
Tucher, Sitzungsmann, Herta Voth, Geschichtler der
Werkstatt für Behinderte der Stadt Nürnberg, Sabine Wagner,
Studentin, Friedrich Wagner, Rechtsanwalt, Dr. Johannes
Willers, Historiker, Tobias Wittmann, Student, Volkmar
Zimmermann, Monteur

5 Notgemeinschaft Bürgerforum tritt an die Öffentlichkeit: Halbsei- tige Zeitungsanzeige in den Wochenendausgaben.

Schon am 26. November bildete sich in der Katharinenklause als spon-
tane, durch Mund- und Telefonkontakte zusammengeworfene Notge-
meinschaft das Bürgerforum „Rettet die Sebaldter Altstadt“. Es erwei-
terte die Basis des Widerstands entscheidend über die Altstadtfreunde
hinaus und umfaßte sowohl Persönlichkeiten des kulturellen und öffent-
lichen Lebens als auch Gruppierungen wie die SPD Altstadt, die Bau-
hütte St. Sebald, die CSU Altstadt und den Bürgerverein Listenhof. Die
Altstadtfreunde stellten ihre organisatorische und technische Infrastruk-
tur uneingeschränkt in den Dienst des Bürgerforums und bildeten so das
Rückgrat des lockeren Zusammenschlusses – nicht zuletzt auch in finan-
zieller Hinsicht.

Am 30. November erschien in den beiden großen Tageszeitungen eine
halbseitige Anzeige, in der das Bürgerforum vor dem Übergreifen der
Kommerzialisierung von der Lorenzer auf die Sebaldter Altstadt und vor
der Zerstörung des historischen Stadtbildes warnte und für eine derart
einschneidende strukturelle Änderung ein ordentliches Bebauungsplan-
verfahren mit Bürgerbeteiligung forderte. Unter den 56 Unterzeichnern
befanden sich die Professoren Dr. Hartmut Beck und Dr. Wolfgang v.
Stromer, die Pfarrer Eberhard Bibelriether (St. Sebald) und Veit Höfner

(Frauenkirche), die Kunsthistoriker Dr. Ernst Eichhorn, Matthias Mende und Dr. Ursula Mende, der Kirchenmusikdirektor Hermann Harrassowitz, der Restaurator Eike Oellermann, der Maler Oskar Koller, die Historiker Dr. Peter Fleischmann und Dr. Johannes Willers, der Journalist Gerd-Dieter Liedke, der Bezirksheimatpfleger Dr. Kurt Töpner, der Stadtheimpfeger und Kirchenbaumeister Georg Stolz, der Architekt Dieter Fritsch und der frühere Baureferent Dr. Heinz Schmeißner. Ein vorbereiteter Abschnitt lud die Leser ein, durch ihre Unterschrift die Ziele des Bürgerforums ebenfalls zu unterstützen.

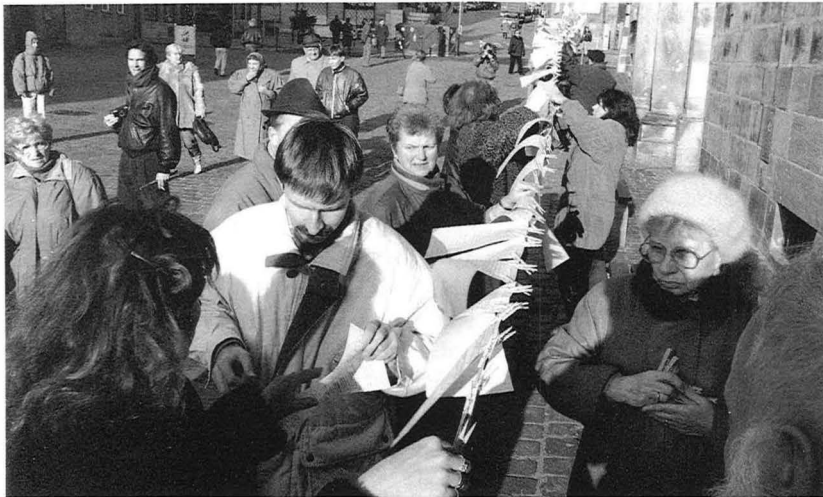
In den nächsten Wochen überstürzten sich die Ereignisse. Nach der SPD Altstadt als Vorreiter (NN, NZ 16. November) sprachen sich nun mehrere Nürnberger Verbände und zahlreiche Einzelpersonen gegen das Projekt aus (NN oder NZ 29. und 30. November, 2., 4., 5. und 11. Dezember). Sogar der Bezirkstag von Mittelfranken bat die Stadt, „das Genehmigungsverfahren nochmals zu überdenken“ (NN, NZ 13. Dezember). Am schwersten wog jedoch die Entscheidung des Bayerischen Landesbaukunstsausschusses in München am 5. Dezember: Nach dem amtlichen Protokoll war er „einstimmig der Auffassung, daß das Projekt nicht akzeptiert werden kann. Es wird sowohl hinsichtlich der Dimension als auch des Maßstabs dem Standort nicht gerecht. Eine Baumasse, die sich so deutlich in der Stadtsilhouette darstellt, ist an dieser Stelle nicht vertretbar“.

Trotz dieses eindeutigen Urteils hielt der Stadtrat am 11. Dezember an seinem grundsätzlichen Votum für das Vorhaben fest. Der Baureferent erhielt grünes Licht, weiter nach § 34 zu verfahren. Zustimmend äußerte sich dazu die Industrie- und Handelskammer, da „der Baustil signalisieren müsse“, daß Nürnberg ein „innovativer Wirtschaftsraum“ sei; ansonsten „würde nur ein Kleinstadt-Image konserviert“, das nicht mehr zur „zunehmenden Internationalität der Stadt“ passe (NN 20. Dezember). Solche Vorwürfe der Rückständigkeit gingen immer häufiger auf uns nieder: In der Abendzeitung wurden die Altstadtfreunde im Überschrift-Fettdruck als „kleinkariert“ und „egoistisch“ gescholten (9. Dezember), und die Nürnberger Nachrichten, denen von Anfang an jeder Kritiker nur als „Schildbürger“ galt (18. Januar), beschimpften uns nach der Hubwagen-Höhenmessung in einem Kommentar als „reine Anti-Truppe“, die „nicht mehr be-, sondern nur noch verurteilen“ wolle (23. November).

Um demgegenüber die Wirkung der Bürgerforumsanzeige zu unterstützen, wurde am 4. Dezember jedes Mitglied in einem Rundschreiben – dem vierten in diesem Jahr! – über unseren Standpunkt unterrichtet und gebeten, bei gleicher Meinung sich an der Unterschriftensammlung zu beteiligen und auch Nachbarn, Kollegen und Verwandte anzuspre-



6



7

Unterschriften sammeln, an der Wäscheleine transportieren und abliefern:

chen. Zur selben Zeit unterhielten wir zusammen mit dem Bürgerforum einen Informationsstand in der Fußgängerzone, wofür uns Buchhändler Helmut Jacob die von ihm genutzte Straßenfläche am Hefnersplatz kostenlos einräumte. Die Erfolge beider Aktionen überstiegen alle Erwartungen: Schon am 20. Dezember konnten wir 15.000 Unterschriften (jeweils korrekt mit Vornamen und Anschrift) als „Anzahlung“ an



8



9

Aber Baureferent und Altstadtfreund reden aneinander vorbei (unten)

Professor Anderle übergeben, nachdem die Listen vorher, an einer Wäscheleine aufgehängt, öffentlichkeitswirksam vom Sebalder Pfarrhof zum Rathaus getragen worden waren. Daß wir zu dieser Zeit tatsächlich auf einer Sympathiewelle schwammen, zeigten auch die 82 Neueintritte allein im Dezember: Ein solches Monatsergebnis hatten die Altstadtfreunde seit ihren Anfangsjahren nicht mehr erlebt.



*Klein-Richtfest statt Groß-Sanierung:
Baum und Zimmermanns-
spruch im Hinterhof
Bergstraße 23*

10

Es fällt schwer, neben diesem Dauereinsatz in der Öffentlichkeit unsere übrigen Tätigkeiten nicht zu übersehen. Bei den Eigenrestaurierungen herrschte sowieso Stille: Die mit großen Hoffnungen begonnene Gesamtsanierung Bergstraße 23 lag wegen des Schutzkaufs in der Winklerstraße gänzlich darnieder. Nur am Hinterhaus wurde noch der Dachstuhl aufgebracht und eingedeckt, um Bauschäden zu vermeiden. Eine Spende unseres Gönners Karl Diehl ermöglichte es dann im Herbst, dieses halbfertige Rückgebäude doch noch auszubauen und somit auch in diesem schweren Jahr eine sichtbare Leistung für die Altstadt zu vollbringen. Ende Dezember bezog eine Schneidermeisterin sämtliche Räume und setzte die gewerbliche Tradition des Gebäudes fort; es gelang also erneut, ein Stück glaubhaft-zeitlosen Wirtschaftslebens weitab jedes Lebkuchen- und Bratwurst-Klischees in ein Altstadtfreundehaus einzubringen.

Als kleinere kostenneutrale Maßnahme konnten noch acht Laternen der schlichten Nürnberger Form, die uns die Diehl-Lehrwerkstatt gebaut und deren Gußstücke die Firma Alcan gestiftet hatte, am Geiersberg und in der Irererstraße angebracht werden.

Unsere opferbereiten Mitglieder erzielten in diesem Jahr mit 807.139 DM das zweitbeste Spendenergebnis seit Bestehen der Altstadtfreunde. Die Geber reichten vom Mäzen Karl Diehl und dem treuen Ehepaar in

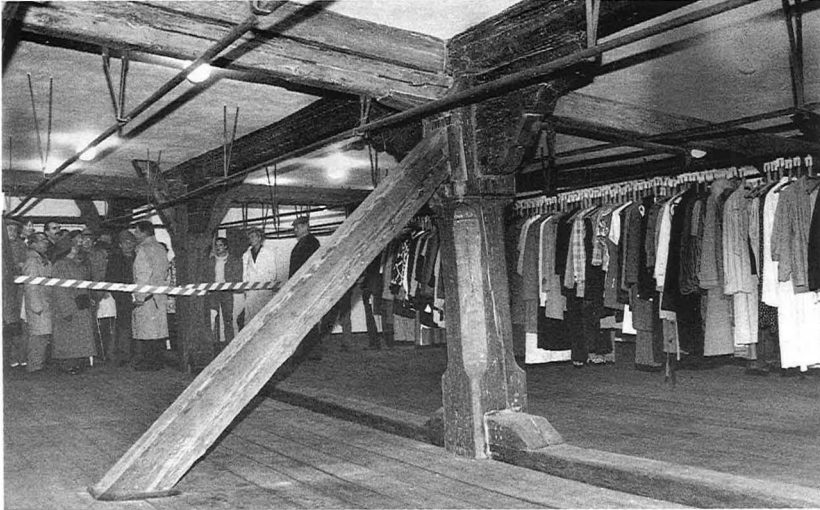
der Pfalz – die sich längst historische Verdienste um die Altstadt erworben haben! – bis zu zahllosen Spendern großer, mittlerer und kleinerer Beträge. Meist war auch unsere Bitte um eine Sondergabe nicht überhört worden. Auf manchen Überweisungen standen Vermerke wie „Soforthilfe“, „gegen Jahn-Projekt“, „weiter so!“, während eine absenderlose 10.000 DM-Spende „den Dank für die Arbeit der Altstadtfreunde“ ausdrückte. In einem Altersheim überreichte uns eine Nürnbergerin, die kein Mitglied ist, 20.000 DM; im Büro spendete eine ältere Dame ihre gesamte Monatsrente; der Vorstadtverein Zabo beschloß auf seiner Hauptversammlung, den bedrängten Altstadtfreunden mit 2.000 DM beizuspringen: Das sind nur einige Beispiele der Opferwilligkeit, die uns von vielen Seiten entgegenkam.

Zu diesen Spenden trat dann noch die bereits erwähnte Erbschaft, deren wertvollster Teil ein Einfamilienhaus in Schoppershof und zwei Eigentumswohnungen in der Nordstadt waren. Der rasche Verkauf dieser Immobilien brachte uns die entscheidende finanzielle Entlastung. Die Erblasserin Gerda Lermer, geboren 1917 und gestorben am 29. November 1990, war die Witwe eines bekannten Frauenarztes und hatte sich 1986 unserer Vereinigung angeschlossen. Ihr Grab am Rochusfriedhof wird nunmehr von den Altstadtfreunden gepflegt und geschmückt.

11



Mit vereinter Kraft: Diehl-Lehrlinge stemmen eine ihrer Laternen in der Irrenstraße



12

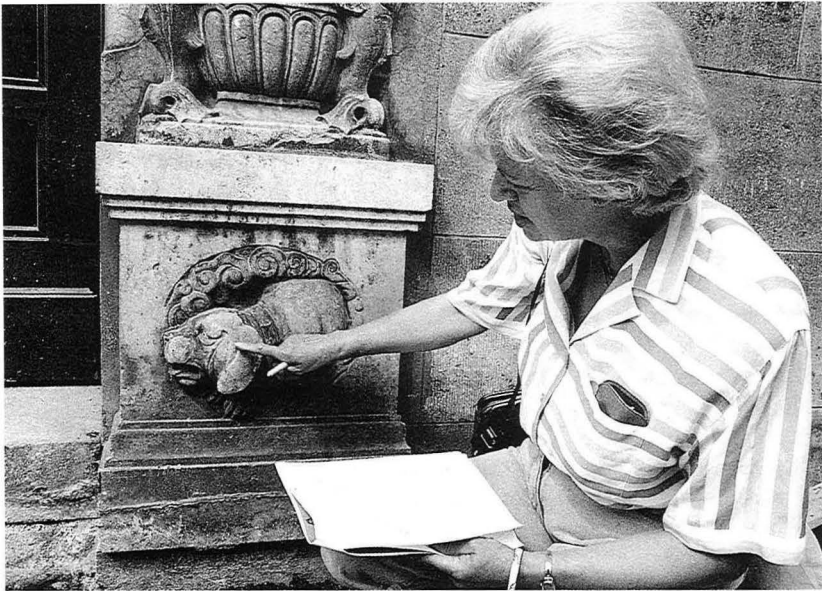
Altstadtfreunde erkunden die Stadt: Lauschend im Unschlitthaus (oben), aktiv bei der Rallye (rechts), bis man auf den Hund gekommen ist.

Selbstverständlich mußten trotz aller Belastungen auch die Altstadtspaziergänge uneingeschränkt weitergehen. Sie führten zur östlichen Stadtmauer (von der Wöhrder Wiese über den Tratzenzwinger bis auf den Dachboden des Laufer Torturms), nach Königshof und Pillenreuth (mit den Resten der reichsstädtischen Klosters und dem Ort der Schlacht von 1502), zu acht Altstadt-Brunnen, ins Weinmarkt-Viertel zwischen Geiersberg und Tiergärtnerort und schließlich im Herbst durch das Unschlitthaus (dessen 500. Geburtstag außer den Altstadtfreunden offenbar niemand zu würdigen wußte). Wie immer reichten die Schau- und Denkanstöße dabei bis in die Gegenwart, so bei der Besichtigung des neuen U-Bahnhofs Wöhrder Wiese oder beim Gang rund um den ehemaligen Königshofer Weiher, wo den 2400 Teilnehmern neben der geschichtlichen Spurensuche auch ein unmittelbarer Eindruck von diesem derzeit heftig umstrittenen Gelände geboten wurde. Das Betreten des Gutshofs hatte uns der Besitzer allerdings strikt untersagt, so daß die Erklärungen dort vor dem Tor erfolgten.

Beim „Altstadtspaziergang zum Selbermachen“ am 10. August im Burgviertel galt es Wappen nach einer beigegefügteten Tafel zu bestimmen, Veränderungen gegenüber einem alten Kupferstich zu suchen, komplizierte Fenstermaßwerke der Sebalduskirche zu unterscheiden, die drei Wohnungen Dürers anhand der Gedenktafeln zeitlich einzuordnen, eine Inschrift von Adam Kraft ins Hochdeutsche zu übersetzen, den „Jung-



13



14

frauenadler“ mit dem „Königskopfadler“ zu vergleichen, ein Dach mit seinen drei Erkerspitzen zu skizzieren – und zwanzig weitere Male genau hinzuschauen. Einen gewissen Ruf erlangte dabei ein steinerner Hund an der Industrie- und Handelskammer, der laut Presse „viele Suchende lange vergeblich am Hauptmarkt herumirren ließ“. Betroffenheit sollte dagegen die Schätzung des (am Vortag gezählten) Verkehrs



15 *Auktion für die Altstadtfreunde: Die Scheune ist unentbehrlich*

durch die Obere Krämersgasse erwecken: Jede Minute mindestens ein Fahrzeug in der Enge zwischen den mehrhundertjährigen Fachwerkhäusern hieß die zutreffende – und erschreckende – Lösung.

Insgesamt nahmen an den sechs Altstadtspaziergängen 14.200 Besucher teil. Drei Besichtigungstage im neuerworbenen Barockhof Winklerstraße 13 (am städtischen „Tag der offenen Tür“ ergänzt durch historische Führungen längs der ganzen Straße) fanden mehr als 3.000 weitere Interessenten.

Unsere monatlichen Informationsabende boten unter anderem zwei wichtige biographische Darstellungen (Dr. Fleischmann über Johann Bien und Kurt Müller über Heideloff) sowie zwei unverkennbar ins Aktuelle zielende Vorträge (Dr. Mulzer: Das frühere Stadtbild im Bereich des Augustinerhof-Projekts; Dr. Anderle: Die Wünsche und Ziele des Baureferenten). Der Anderle-Abend im bis zum letzten Stuhl besetzten Saal brachte zwar nur wenig Neues zum Thema Augustinerhof, verlief aber trotz zeitweise knisternder Spannung in sachlicher Atmosphäre und ohne verletzende Angriffe.

Vom Baustopp der Altstadtfreunde waren natürlich unsere freiwilligen Helfer nicht betroffen: Sie leisteten bei 74 Einzeleinsätzen, vorwiegend

an Samstagen, insgesamt 1517 Arbeitsstunden. Der Löwenanteil fiel dabei auf die stillgelegte Baustelle Bergstraße 23, wo Räumung und Freilegung langsam weitergingen (622 Stunden). Ähnliche Arbeiten im Haus Pfeifergasse 6 forderten 118 und in der Scheune Zirkelschmiedgasse 92 Stunden. Bergung und Einlagerung alter Dachziegel schlugen mit 45 Stunden, der Auf- und Abbau von Ständen oder ähnliche Vorbereitungen mit 376 Stunden zu Buch. Schließlich wurden noch 97 Stunden auf die Räumung des geerbten Hauses am Danziger Platz und auf den Transport der noch brauchbaren Einrichtungsstücke in die Zirkelschmiedgasse verwendet. Dort versteigerte am 15. Juni ein beauftragter Auktionator das nostalgische Rest-Mobiliar – eine gänzlich neue und überraschende Nutzung unserer Scheune, die nunmehr als Mehrzweckhalle gelten kann.

Die Stadtführergruppe hatte neben den schon genannten großen Spaziergängen und Besichtigungen noch an elf Wochenenden den Rathausaal zu betreuen und während des ganzen Jahres 222 bestellte Einzelführungen zu übernehmen. Bei der Werbegruppe stand der Augustinerhof im Mittelpunkt aller Überlegungen und Aktionen und verdrängte jedes andere Vorhaben. Christkindlesmarktverkauf und Adventssingen verliefen dagegen im gewohnten Rahmen. Zum vorweihnachtlichen Schmuck wurden diesmal neben den bekannten Höfen Obere Krämergasse 16, Weißgerbergasse 23 und Untere Krämergasse 16 auch Bergstraße 23 und Winklerstraße 13 ausgewählt, wo Unfertigkeit und Verfall stärker als anderswo an die ursprüngliche Weihnachtsgeschichte denken lassen mochten.

Größere Änderungen gab es in der Büroarbeit, in die sich nunmehr acht Personen halbtagsweise teilen. Die mit dieser Aufgliederung verbundenen Schwierigkeiten werden im Interesse einer weiterhin völlig ehrenamtlichen Verwaltung einer derart großen Organisation gerne in Kauf genommen. Zahlenmäßig kommt diese Leistung zum Beispiel in den 822 Besuchern an den Sprechtagen und den 156 abgesandten individuellen Einzelbriefen zum Ausdruck.

Von diesen Briefen waren allein vier an den Baureferenten Professor Anderle gerichtet. Ein weiteres dreiseitiges Schreiben ging am 28. Oktober an sämtliche 70 Stadträte, während alle Mitglieder des Landesbaukunstausschusses vor dessen Sitzung am 5. Dezember eine grundlegende Darstellung unseres Standpunktes mit zehn ganzseitigen Fotos erhielten. Außerhalb der Augustinerhof-Thematik wandten wir uns am 19. November an Kultusminister Zehetmair, um die seit langem vorgeschlagenen didaktischen Schauräume auf der Burg in Erinnerung zu bringen, am 29. Juli an das Gartenbauamt, das uns zusagte, den bedrängten herrenlosen Weinstock an der Neutormauer zukünftig in städti-

sche Obhut zu nehmen, und am 20. August an die Friedhofverwaltung St. Johannis wegen der sich häufenden neuen Grabsteine aus feinkörnigerem und glatterem Material, deren kantig-starres Bild auf längere Sicht den ganzen Eindruck des weltberühmten Friedhofs zu wandeln droht. Die Antwort, daß Nürnberger Sandstein in entsprechender Quadergröße kaum noch erhältlich sei und man deshalb auf Material vom Main oder aus der Neumarkter Gegend zurückgreifen müsse, bestärkt nur unsere Ansicht von der vorrangigen denkmalpflegerischen Aufgabe, hier endlich durch Öffnung neuer Brüche auch gegen den Widerstand des Naturschutzes eine Lösung zu finden.

Auf ein Schreiben an die Untere Denkmalschutzbehörde am 12. August wegen eines ensemblestörenden breiten Zinkblechkamins auf dem Haus Untere Wörthstraße 6 erfuhren wir zu unserer Überraschung, daß dieses Anwesen nach seinem Umbau im Januar aus der Denkmalliste gestrichen worden sei und somit eine Handhabe zum Eingreifen fehle. Ein derart schmerzlicher, amtlich besiegelter Verlust eines voll erhaltenen, wenn auch heruntergekommenen Fachwerkhauses durch eine private „Sanierung“, die trotz Denkmalschutzgesetz das Haus faktisch in einen Neubau verwandelte, läßt wieder einmal fragen, ob es in Nürnberg wirklich schon so weit ist, daß nur noch der Kauf durch die Altstadtfreunde die denkmalgerechte Wiederherstellung eines historischen Altstadtwohnhauses garantieren kann. Ähnliche Gedanken drängten sich nach der höchst fragwürdigen Restaurierung des großen Anwesens Maxplatz 46a/48 auf: Hier wurde offenbar nicht einmal für eine ordentliche Dokumentierung der Holzdecken und anderer inzwischen verschwundener Einzelheiten gesorgt. Ein weiterer Verlust, den allerdings auch wir nicht rechtzeitig genug erkannten, erfolgte Josephsplatz 22: Hinter der schlichten Nachkriegsfassade waren die erheblichen Altbaureste, unter anderem ein von (verputzten) Fachwerkwänden umgebener Hof, eine vierstöckige Spindeltreppe und mehrere Spunddecken, nicht ohne weiteres zu vermuten. Als durch den beginnenden Umbau diese Teile sichtbar wurden, verständigten wir sofort den Denkmalschutz, der noch keine Kenntnis hatte und unbegreiflicherweise auch von den genehmigenden Ämtern nicht informiert worden war. Auf unseren Versuch, zusammen mit der Unteren Denkmalschutzbehörde doch noch die historische Eigenschaft des Anwesens festschreiben zu lassen, antwortete das Landesamt für Denkmalpflege am 16. August nach einer Ortseinsicht trocken, „daß es sich bei dem im Kern aus dem 17. Jahrhundert stammenden Gebäude Josephsplatz 22 um ein Baudenkmal gehandelt hat, das durch die laufenden Baumaßnahmen endgültig seinen historischen Charakter verliert. Ein Nachtrag in die Denkmalliste ist daher nicht mehr angezeigt.“



16



17

Ob in solchen Fragen oder beim Augustinerhof: Erklären, darlegen, begründen, überzeugen war der Inhalt des Altstadtfreundejahrs 1991. Die zwei letzten Fotos stehen stellvertretend für diese ständige Bewußtseinsbildung und -schärfung. Am Ende aber bleibt nur eine Hoffnung wie beim Gärtner: Daß wenigstens ein Teil des Mühens Früchte trägt.

Die wichtigsten Fortschritte im einzelnen

Bilder 18 bis 20: Hinterhaus Bergstraße 23, Treppe und Hofseite

Das kleine Fachwerkhhaus mit Pultdach 1605 im seitdem äußerst eingegengten Hof wohl als Lager der Bäckerei errichtet. Zuletzt (Bild 19) völlig verwahrlost und mit Gerümpel gefüllt, darunter sogar entgegen allen Vorschriften einem großen Plastik-Heizölbehälter. Bei der Restaurierung (Bild 20) das Balkengerüst des Hauses weitgehend erhalten; im Oberstockwerk nach zeitweiligem Abbau wieder zusammengefügt. Am Eingang die links noch vorhandene Strebe auch rechts wieder eingesetzt und der Pfosten ausgewechselt. Die Türe neu entworfen. Das (nicht sichtbare) Pultdach wegen starker Vermorschung neu aufgerichtet.

Im Erdgeschoß (Bild 18) der scheunenartige Charakter des Lagerhauses ohne Innentüren und mit nur kurzen Trennwänden zwischen den Räumen vollständig bewahrt. Der Fußboden als Klinkerpflaster über einer gestampften Lehmschicht gestaltet. Die Treppe an der alten Stelle etwas großzügiger neu eingefügt. Dahinter die unverputzte Sandstein-Rückwand erkennbar.

Entwurf und Bauleitung: Hochbautechniker Michael Taschner. Beteiligte Firmen: Zimmerei Thomas Bössl aus Obermässing, Baugeschäft Liborius Gleißner, Malermeister Decker, Volkmer-Dach. Das Vorhaben trotz des Baustopps der Altstadt-freunde dank der Unterstützung durch Karl Diehl noch zu Ende gebracht. Pressevorstellung am 12., allgemeine Besichtigung am 14. und 15. Dezember 1991. Siehe dazu auch den Aufsatz auf Seite 85 dieses Heftes.

Bilder 21 und 22: Hinterhaus Bergstraße 23, Rückseite (vom Nachbarhaus aus)

Das Erdgeschoß und das 1. Stockwerk nur ausgebessert; dabei einzelne Steine und Balken ausgewechselt oder ergänzt. Das hohe oberste Stockwerk (die Rückwand des Pultdachs!) in der noch teilweise vorhandenen ungewöhnlichen Langstrebenform neu errichtet. Darüber aufragend die Hofwand des Vorderhauses; ihr bisheriger schadhafter Zustand auf Bild 21 zu erkennen.

Bild 23: Hof Winklerstraße 13

Auf dem im zweiten Obergeschoß aufgenommenen Bild sichtbar: Das Hinterhaus (an einer hier verdeckten Stelle mit 1718 datiert), der Treppenturm (barock verputztes Fachwerk, im Innern Spindelbaum mit geschnitztem Handlauf) und zwei der drei Hofgalerien (mit barocken Balustergeländern). Das Vorderhaus seit 1945 größtenteils zerstört.

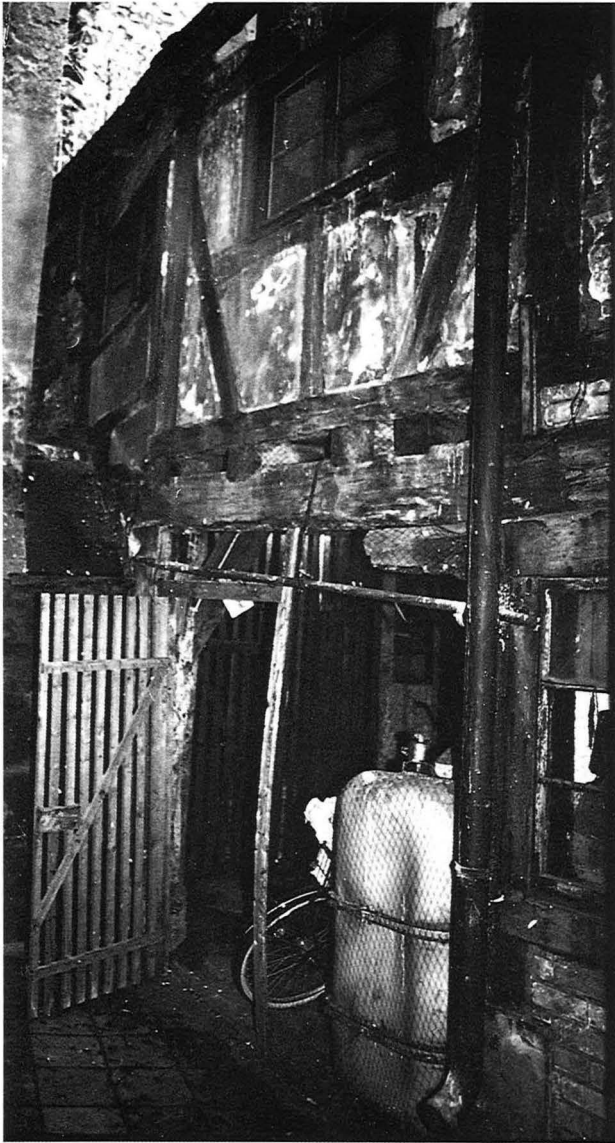
Sämtliche Gebäude auf den ersten Plänen des benachbarten Augustinerhof-Komplexes als nicht mehr vorhanden dargestellt und das Grundstück teilweise in die Neubauplanung einbezogen. Deshalb in raschem Entschluß das Anwesen am 20. Februar 1991 um 1,4 Millionen Mark von einer Besitzergemeinschaft erworben. Die Summe durch eine Mitglieder-Sonderspende und durch die Erbschaft unseres Mitglieds Gerda Lermer aufgebracht.



18

Neuer Schwung: Treppe im Hinterhaus Bergstraße 23

19



19

Dreck, Verfall, Gerümpel und Öltank:



20

Die Altstadtfreunde haben aufgeräumt

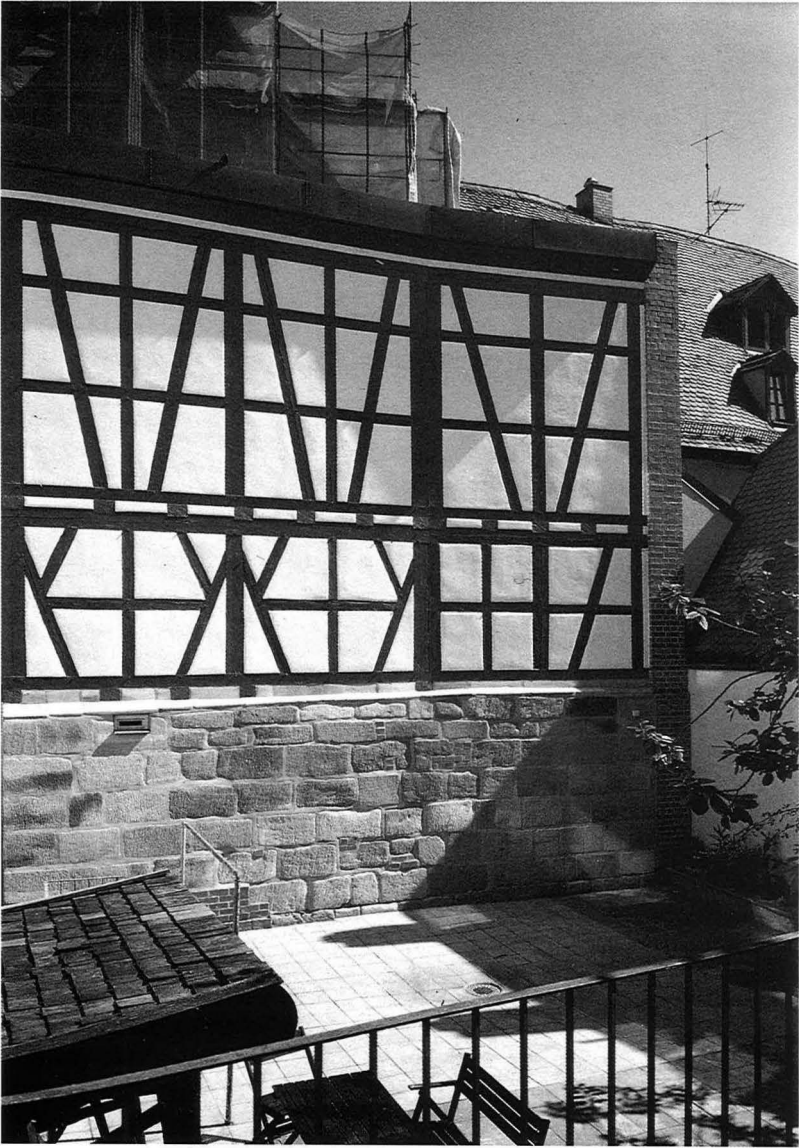
21



21

Wandlungen einer kaum sichtbaren Rückwand:

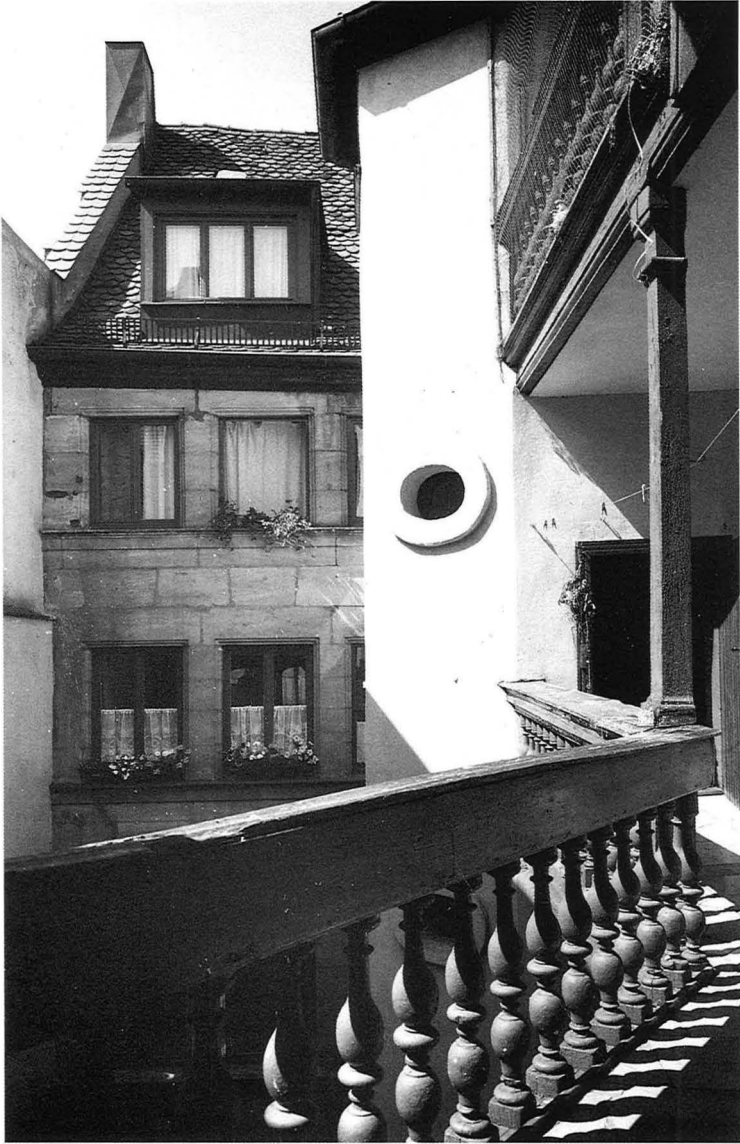
22



22

Rundum-Sanierung am Hinterhaus Bergstraße 23

23



24

Für die Zukunft gerettet: Uneretzlicher Barockhof Winklerstraße 13

Ein Blick in die Tiefe. Archäologische Untersuchungen im Hinterhaus Bergstraße 23.

Birgit Friedel

Vorbemerkung

Die Geschichte eines Hauses erschließt sich nicht nur aus den noch vorhandenen Bauteilen. Auch die unter der Erde erhaltenen Fundamente und Erdablagerungen können wertvolle Hinweise auf die Baugeschichte und das Leben der Bewohner geben. Das zeigt ein Blick in den Untergrund des Hinterhauses Bergstraße 23; er wurde möglich, als 1990 im Verlauf der Sanierungsarbeiten der Altstadtfreunde die Hausfundamente freigelegt und dabei die Böden des Erdgeschosses herausgenommen werden mußten. Während einer zweiwöchigen archäologischen Untersuchung durch das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege, Außenstelle für Vor- und Frühgeschichte in Nürnberg, wurde das nördliche Drittel des Hauses teilweise bis in eine Tiefe von 2,50 m aufgegraben und seit Jahrhunderten verborgenes zutage gefördert. Manches Rätsel wurde gelöst, einige neue kamen dazu. Leider verhinderten statische Bedenken einen noch tieferen Einblick in die Entstehungsgeschichte Nürnbergs am Fuß des Burgfelsens.

Der Befund

Die 4,50 × 2,40 m große Grabungsfläche im nördlichen Hausteil war durch ein Zwischenmüerchen vom südlichen Teil abgetrennt und dadurch auf allen Seiten von Mauern umgeben (siehe dazu und zum folgenden den Grundriß, Bild 1).

Eine im südwestlichen Teil vorgefundene, bis in eine Tiefe von 1,40 m reichende, lockere und stark mit Holzspänen durchsetzte Schicht stammt wohl aus dem 19. Jahrhundert und erwies sich als unergiebig. Sie ließ sich nur schwer kontrolliert abtragen, da sie ständig nachrutschte, und hatte zudem alle älteren Schichten dort beseitigt (Bild 1).

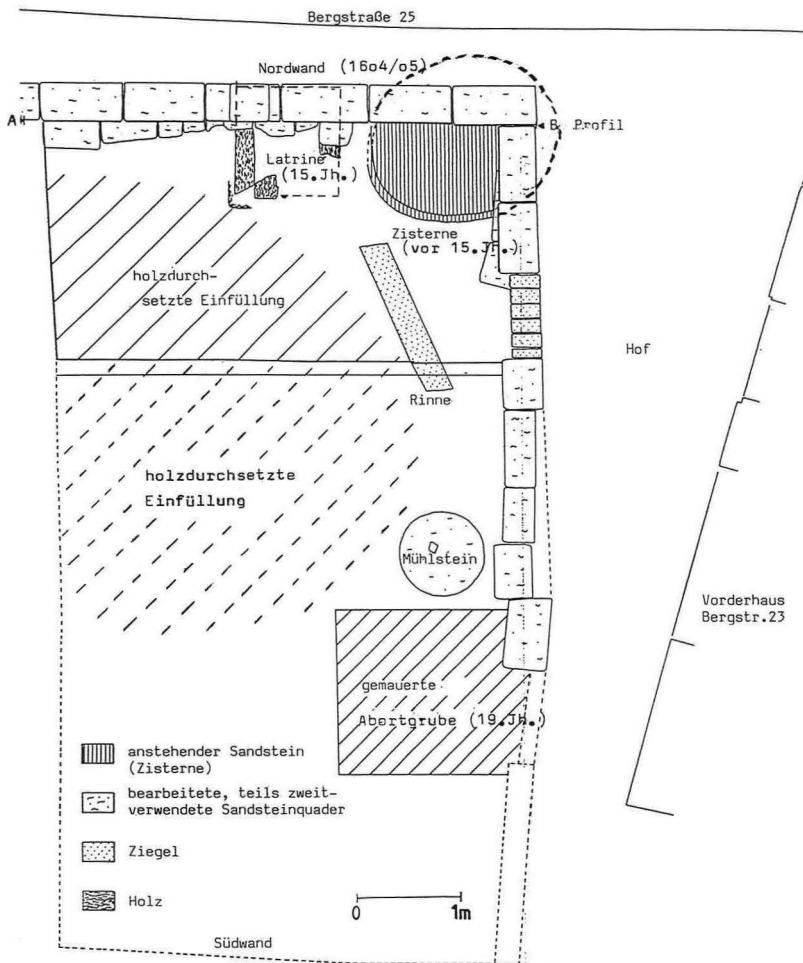
Erhaltene Befunde konnte man also nur im restlichen Teil der Grabungsfläche erwarten. Hier kam in etwa 1,80 m Tiefe die Hälfte eines in den anstehenden Sandsteinfels geschlagenen Rondells mit 20 cm hohem Rand zutage, dessen Durchmesser in ergänztem Zustand etwa 2 m betragen würde (siehe Grundriß, Bild 1, und Profil AB, Bild 2). Aufgehende Teile ließen sich nicht mehr nachweisen, was die Deutung dieser Eintiefung erschwert. Sehr wahrscheinlich handelt es sich um den Boden einer

Zisterne, deren zugehörige (auf der Innenseite mit Lehm ausgestrichene) Holzeinfassung bei der späteren Überbauung abgebrochen wurde. Mangels zugehöriger Funde läßt sie sich nicht genauer datieren, sie bildet jedoch den stratigraphisch ältesten nachweisbaren Bestandteil der Bebauung an dieser Stelle. Denn nachdem die Zisterne aufgegeben worden war, wurde sie erst mit einer bis zu 70 cm starken Humuspackung, welche Funde des 12. bis 15. Jahrhunderts enthält, sowie einem Bretterboden überdeckt (siehe Bild 2), bevor wohl im 15. Jahrhundert unmittelbar daneben eine Latrine eingerichtet wurde. Offensichtlich hat man, nachdem die Zisterne nicht mehr benutzt wurde, ihre Einfassung abgebrochen und durch Auffüllen eine Geländeerhöhung vorgenommen.

Von der westlich neben der aufgegebenen Zisterne neu eingerichteten Latrine hatten sich nur spärliche Überbleibsel des Latrinenkastens erhalten, nämlich die Reste zweier etwa 20 cm starker Balken sowie die Spuren eines Brettes. Leider mußte sich hier der Forscherdrang den statischen Vorgaben beugen, denn die Balkenreste saßen nicht auf dem Felsen, sondern in der erwähnten lockeren, sehr fundreichen spätmittelalterlichen Verfüllung. Ein zu entschiedenes Abtiefen wäre gefährlich, ja lebensgefährlich gewesen, denn nachrutschendes Erdreich hätte die hohe Westwand des Hinterhauses zum Einsturz bringen und sogar die umliegenden Häuser gefährden können. Ein fachgerechtes Absichern der Grube durch Spundwände aber hätte so hohe Kosten verursacht, daß davor selbst der ansonsten unschlagbare Idealismus der Altstadtfreunde halt machte.

Es wurde jedoch versucht, zumindest durch mehrere Bohrungen mit dem Handbohrstock die Untergrundverhältnisse zu klären. Während die etwa 1 m entfernt liegende Zisterne, wie schon gesagt, in den anstehenden Fels gearbeitet war, ergaben die Bohrungen im Innenbereich der Latrine, also zwischen den Balkenresten und der Nordmauer (siehe Bild 2), auch bei 3,40 m Tiefe noch keine Anzeichen von gewachsenem Boden oder Fels. Dies zeigt, daß der Burgfelsen tiefe Spalten aufweist und das Gelände vor der Besiedlung erst durch massive Aufschüttungen terrassiert werden mußte.

Die Keramik aus dem Erdreich neben und unter den Balkenresten der Latrine, nämlich mehrere Rand- und Wandscherben von Tongefäßen des 14. und 15. Jahrhunderts, bestärken die Vermutung, daß die Holzverschalung des Abtritts im 15. Jahrhundert angelegt worden ist. Die oberhalb der Balkenreste geborgenen wenigen Scherben reichen vom 13. bis ins 16. Jahrhundert, so daß die Aufgabe der Latrine wohl mit der Erbauung des heutigen Hinterhauses 1604/05 zusammenfällt und sie demnach nicht länger als etwa ein Jahrhundert „in Betrieb“ war. Das Fund-



1 Grundriß Hof und Hinterhaus Bergstraße 23 mit Einzeichnung der wichtigsten Grabungsbefunde und der Lage des Profils A-B. Norden ist oben.

material aus der Zeit, als diese Latrine bestand, ist spärlich und nicht mit dem Finderglück wie am Weinmarkt 11 und in der Oberen Krämersgasse 12 zu vergleichen, wo 1982/83 die zahlreichen Funde der Latrinen-Einfüllung zum Großteil geborgen werden konnten¹. Etwas verwirrend mag es klingen, wenn über einem Objekt aus dem 15. Jahrhundert Gegen-

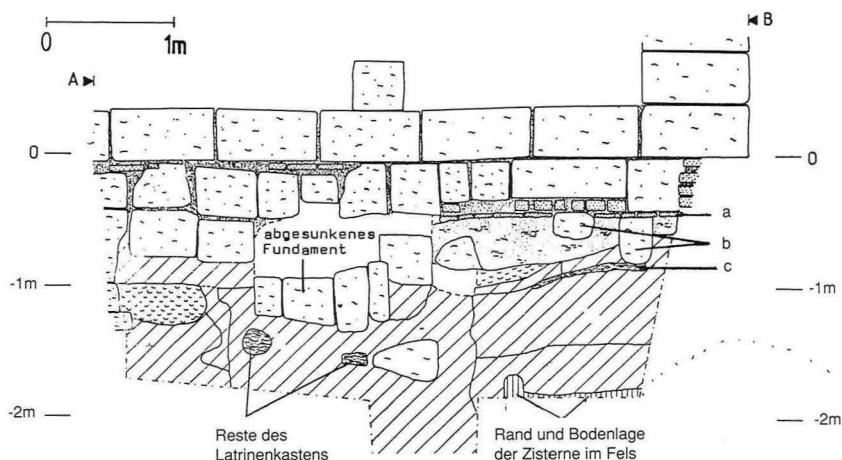
stände aus den Jahrhunderten *davor* gefunden werden! Wurde beim Errichten der Nordwand 1604/05, die ja praktisch nicht fundamementiert war (siehe unten), der Latrinenkasten abgerissen, die Grube geleert und mit gerade vorhandenem Material aufgefüllt? Oder wurde die Latrine vielleicht erst im 19. Jahrhundert abgetragen, als man einen Keller einbauen wollte, dann wieder davon absah und alles mit Aushubmaterial zufüllte?

Etwas weniger verwirrend erscheint der Befund der verschiedenen Bodenniveaus, die über der ehemaligen Zisterne liegen und alle aus dem 15./16. Jahrhundert stammen. Über dem Auffüllmaterial des 15. Jahrhunderts erstreckt sich der schon erwähnte Bretterboden in etwa 1 m Tiefe. Ein erstes Hofniveau mit Zugang zur Latrine? Auf diese Bretterlage folgt der Rest eines Pflasters aus verrundeten Sandsteinen mit einer in Sand gebetteten Abflußrinne aus halbkreisförmigen Ziegeln (siehe Bild 1). Ein zweites, späteres, gepflastertes Hofniveau? Darüber finden sich zwei ineinandergedrückte, schwer zu unterscheidende Ziegelplattenböden, auf denen das Fundament der Nordmauer in etwa 40 cm Tiefe direkt aufsaß. Diese Ziegelplatten dienten also nicht als Erdgeschoß-Bodenbelag des 1604/05 errichteten Hinterhauses, sondern stellten das letzte Hofniveau kurz davor dar. Diese vielen Boden- bzw. Hofflächen bezeugen, daß der Hinterhof von Bergstraße 23 in der frühen Neuzeit, also im 16. Jahrhundert, intensiv genutzt wurde.

Das Fundament der Nordwand bestand teilweise aus Backsteinen, zum Großteil jedoch aus rötlichen Bursandsteinquadern, die erkenntlich bereits zum zweiten Mal verwendet worden waren und demnach aus einem Abbruchhaus stammten. Die billige Bauweise zeigte sich auch in der mangelhaften Vorbereitung des Baugrundes: Wegen der ungenügenden Verdichtung des Erdreichs sackte das Fundament besonders über der ehemaligen Latrine ab (sehr deutlich sichtbar im Profil AB, Bild 2), so daß sich größere Hohlräume ergaben. Da auch die Ostwand nur 2–3 Sandsteinquader tief fundamementiert war, erhebt sich die Frage, warum man so fahrlässig vorgegangen ist. Die Antwort ist wohl in der Annahme zu suchen, daß man von vorneherein nur eine Art Scheune kleineren Ausmaßes bauen wollte. Diese Vermutung wird noch durch die Tatsache bestätigt, daß die Nordwand offenkundig nicht zusammen mit der Westwand gebaut, sondern diese nachträglich in sie verzahnt wurde, indem man die entsprechenden Aussparungen herausschlug.

An dieser Stelle sei ein kurzer spekulativer Ausflug erlaubt. Die Westwand ist ca. 3 – 3,50 m tief gegründet; bei der südlichen Grenz wand des Hofes (die zeitweise auch die Süd wand des Hinterhauses war) stießen die Bauarbeiter noch nicht einmal in 4,50 m Tiefe auf ein Ende der Fundamentmauer. Überall nur Auffüllmaterial, das leider nicht mehr

 anstehender Sandstein (Zisterne)	 Holz	a - Ziegelplattenböden
 bearbeitete, zweitverwendete Sandsteinquader	 humoses Erdreich	b - Pflasterreste aus verrundeten Sandsteinen
 Ziegel	 Lehm	c - Bretterlagen
 Mörtel	 Hohlraum	
 Mörtel mit waagrechten Holzspuren		



2 Profil A-B entlang der nördlichen Hausmauer des Hinterhauses Bergstraße 23.

wissenschaftlich untersucht werden konnte. Was waren das für Mauern? Zu welchen Gebäuden gehörten sie? Befindet sich das Hinterhaus Bergstraße 23 auf einem aufgefüllten Graben? Es bleibt noch viel zu tun für die Stadtforschung.

Zusammenfassend läßt sich als Grabungsergebnis über die Nutzung der – heute überbauten – Fläche feststellen, daß es sich bis ins 16. Jahrhundert um einen Außenbereich, einen Hinterhof, gehandelt hat. Die Zisterne, die spätere Abflußrinne, die Pflasterungen belegen dies ebenso wie der Holzkasten des Abtritts, da sich Latrinen meist auf den hinteren Grundstücksflächen befanden².

Erst mit der Errichtung des Fachwerkbaus 1604/05 wurde der Grabungsbereich zum Innenraum. Das südliche Drittel des Baus wurde im 19. Jahrhundert angefügt, wohl gleichzeitig mit dem Einbau der neuen,



- 3 *Aufgrabung im Hinterhaus Bergstraße 23, Stand Juli 1990. Blick nach Nordwesten. Unterhalb der Lampe die Stelle der ehemaligen Latrine. Die Füllschichten aus humosem Erdreich zeichnen sich dunkel ab. Oben das teilweise freigelegte Fundament der Westwand. Die Zisterne ist noch nicht ausgegraben; sie läge im Raum vor der Leiter. Im Vordergrund die Ostwand, links der Ansatz des Zwischenmüerchens; davor die nicht abgetragene holzdurchsetzte Auffüllung.*

gemauerten Abortgrube (siehe Bild 1). Unklar muß bleiben, ob sich dort vielleicht die Nachfolgerin der im 16. Jahrhundert aufgelassenen Latrine befand, die dann erst im 19. Jahrhundert ihre gemauerte Form erhielt. Während der dazwischenliegenden 200 – 300 Jahre war eine solche Einrichtung ja schließlich auch nicht zu entbehren! Möglicherweise geht auf diesen Umbau auch die holzdurchsetzte Einfüllung im südwestlichen

Grabungsbereich zurück. Warum allerdings zu diesem Zeitpunkt das Erdreich bis zu einer Tiefe von etwa 1,50 m ausgehoben wurde, konnte nicht geklärt werden, da keine Spuren von Einbauten zu finden waren. Sollte der Einbau eines Kellers geplant, aber wieder aufgegeben worden sein? Die Abtiefung wurde jedenfalls mit gerade vorhandenen Abfällen, z.B. den Holzspänen, die möglicherweise beim Erweiterungsbau anfielen, wieder aufgefüllt.

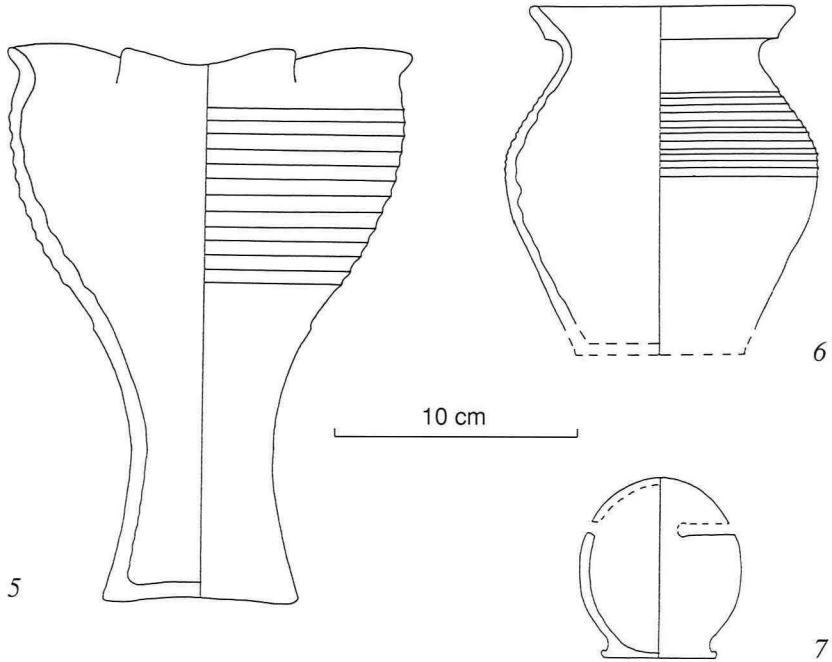
Die Funde

Den Löwenanteil am Fundmaterial bildet, wie dies meist bei Grabungen der Fall ist, die Keramik. Sie umspannt einen Zeitraum vom 12. bis zum 19. Jahrhundert. Das Gros der Scherben gehört zur Gruppe der unglasierten und glasierten Irdeware des Spätmittelalters und der Neuzeit, also zum gängigen Haushaltsgeschirr. Zur luxuriöseren Küchen- und Tischausstattung sind dagegen die Scherben der bemalten Irdeware zu rechnen sowie die wenigen Fragmente von importiertem spätmittelalterlichem und neuzeitlichem Steinzeug und von Porzellan- und Fayencegefäßen.

Abgesehen von wenigen Scherben des 12. Jahrhunderts ist das älteste Fundstück eine stark beschädigte kleine Tierfigur mit brauner Glasur (Bild 4), die typisch ist für das 12./13. Jahrhundert³. Die Füße und Ohren sind abgebrochen, doch zeigt die nähere Betrachtung der Bruchstellen und insbesondere der angedeuteten Krallen am linken Hinterbein, daß es sich um einen Hund handeln muß⁴. Die Rasse läßt sich nicht bestimmen, doch drängt die gedrungene, kurzbeinige Gestalt unwillkürlich den Gedanken an einen Dackel auf – sie sind in Deutschland schon seit karolingischer Zeit nachgewiesen.



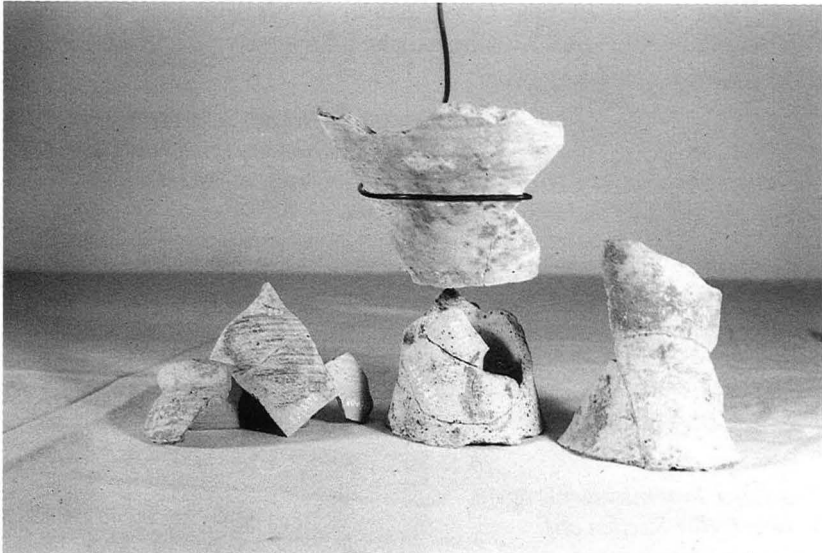
Solche kleinen Figuren, die auch als Reiter oder menschliche Darstellungen verbreitet waren⁵, wurden ebenso wie die zeitgleichen Miniaturgefäße meist glasiert und heben sich so aus der Masse des zu dieser Zeit üblicherweise noch nicht glasierten Gebrauchsgeschirrs als Besonderheit hervor.



5–7 *Rekonstruktionszeichnungen von Vierpaßbecher (5), Kochtopf (6) und Sparbüchse (7). Man vergleiche die nachfolgenden Fotografien!*

Fast ganz erhalten ist ein einfacher Keramiktopf mit Rußspuren (Bild 6 und 8; gefunden von den Altstadtfreunden in etwa 1,80 m Tiefe direkt westlich der gemauerten Grube). Er vertritt den Typ des gängigen spätmittelalterlichen Kochtopfes. Der schmale Kragenrand und die Riefen auf der Schulter datieren ihn in die Zeit um 1400. Die Rußspuren auf der Außenseite zeigen, daß auch im Spätmittelalter noch auf der offenen Feuerstelle gekocht wurde.

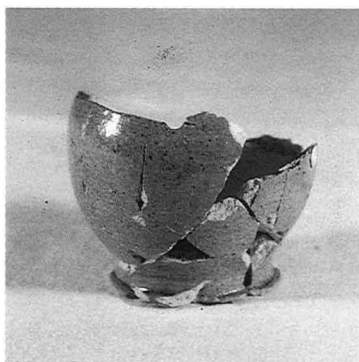
Eine große Anzahl von Scherben stammt von mehreren mittelalterlichen Vierpaßbechern, einer für Nürnberg typischen Becherform, die auch schon 1983 am Weinmarkt in größerer Zahl gefunden wurde. Diese relativ großen Trinkgefäße (etwa 23 cm hoch) erkennt man am feinen, weißen Ton, dem schmalen Standfuß, über dem sich ein gebauchter Korpus mit Riefen wölbt, sowie dem vierpaßförmig ausgezogenen Rand (Bild 5, 9 und 13). Ein Exemplar aus der Grabung trägt auf dem Fuß einen mit roter Engobe aufgemalten Kreis. Hat hier der Töpfer sein Markenzeichen hinterlassen?



- 8 *Mittelalterliches Koch- oder Vorratsgefäß. Rußspuren erkennbar (der Topf wurde mit einer Art Gabel ins Herdfeuer geschoben).*
- 9 *Mehrere Teile von sogenannten Vierpaßbechern. Charakteristischer Fund für das Nürnberger Gebiet.*

Die meisten Scherben stammen aus der Zeit nach 1500. Hier ergibt sich die Schwierigkeit, daß bestimmte Formen des gängigen Gebrauchsgeschirrs, wie beispielsweise der einfache Henkeltopf, von der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg bis ins 19. Jahrhundert hinein – also über einen Zeitraum von etwa 200 Jahren – ihre Form nicht mehr verändert haben und so aus sich heraus nicht datierbar sind. Dazu gehören im Fundmaterial die gelb und grün glasierten Fragmente von Henkeltöpfen, das innen hellbraun glasierte Bruchstück eines Nachtopfes, dessen breiter Rand zur besseren Haltbarkeit mit Stützen verstärkt war, aber auch das gelb glasierte Ausgußteil eines sogenannten „Saurüssels“, einer in Süddeutschland weit verbreiteten Pfanne mit rüsselartigem Ausguß⁶.

Eindeutiger zu datieren ist eine Sonderform, nämlich der untere Teil einer kleinen Spardose des 16./17. Jahrhunderts (Bild 7 und 10) mit gelber Glasur und abgesetztem Fuß. Sie stellt wohl eine Steinzeugimitation dar. Sicherlich ins 19. Jahrhundert gehören verschiedene braun glasierte Teile von Henkeltöpfen (Bild 12) und der Torso eines braun-beige gestreiften Topfes – ein Dekor, das an Kartoffelkäfer erinnert (Bild 11). Einen weiteren nicht unbeträchtlichen Anteil am Fundmaterial bilden Reste von verschiedenen Glasgefäßen, Kupferspangen, hölzernen Daubenschüsseln – und Knochenstücke (meistens von Schweinen).



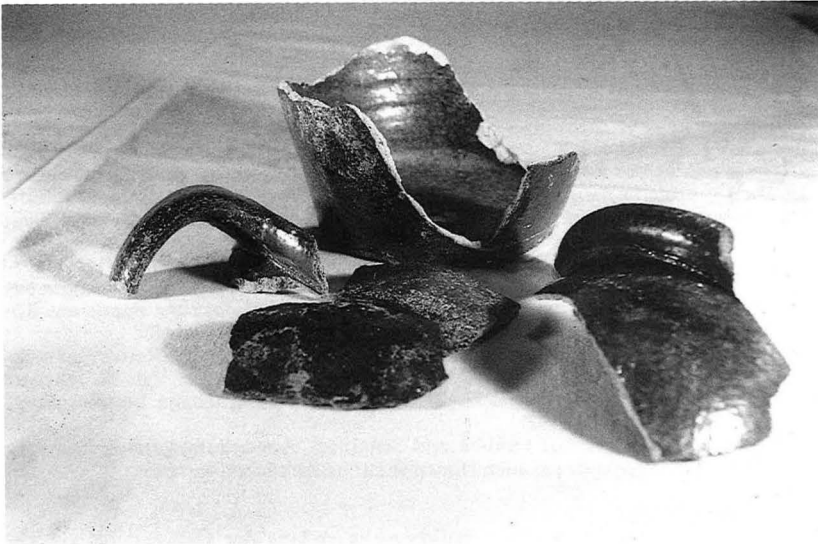
10

Bauchiger Topf mit eigenartigem Dekor: Gelbe Streifen auf schwarzem Untergrund. Ursprüngliche Höhe etwa 17 cm. Wohl Vorratsgefäß.

Tönerne Spardose, zusammengesetzt aus etwa zehn Teilchen. Die Unterkante des Einwurfschlitzes ist links oben zu erkennen.



11



- 12 *Topfreste der Urgroßmutter oder des Urururahns? Vom 17. bis ins 19. Jahrhundert ändert sich die Form des Henkeltopfs so gut wie nicht. Hier Teile eines etwa 22 cm hohen Exemplars aus beiderseits braun glasiertem Ton.*

Zusammenfassung

Die bei der Grabung geborgenen Funde zeigen Ausschnitte aus dem Spektrum des bürgerlichen Lebens und geben einen Einblick in den mittelständischen Haushalt vom späten Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert. Die Bedeutung der kleinen Ausgrabung in der Bergstraße liegt in der Tatsache, daß hier erstmals im nördlichen Sebalder Viertel – neben dem Egidienberg das älteste Siedlungsgebiet Nürnbergs – eine archäologische Untersuchung von *Siedlungsschichten* durchgeführt werden konnte. Bedauerlich ist, daß wegen der aus statischen Gründen eingeschränkten Grabungsmöglichkeit nur Siedlungshorizonte bis zum Spätmittelalter erfaßt werden konnten. Wenn dieser Grabung im selben Stadtgebiet noch weitere folgen, wird es nach und nach möglich sein, die Entstehung und Entwicklungsgeschichte des frühstädtischen Nürnberg in einem klareren Licht als bisher zu sehen und vielleicht auch Einblicke in die hochmittelalterliche Bebauungsstruktur der Altstadt zu gewinnen. Die Topographie jener Zeit ist noch fast völlig unbekannt und bedarf dringend weiterer Erforschung!

Anmerkungen:

- ¹ Aus dem Wirtshaus zum Wilden Mann. Funde aus dem mittelalterlichen Nürnberg. Ausstellungskatalog des Germanischen Nationalmuseums, Nürnberg 1984.
- ² Etwa bei den bereits erwähnten Anwesen Weinmarkt 11 und Obere Krämersgasse 12 (vgl. Anmerkung 1), die stellvertretend für die Situation in Nürnberg angesehen werden dürfen. Ähnliches gilt auch für andere Orte, z.B. Freiburg, wo die typische Parzellenaufteilung der Zeit um 1200 aus straßenseitigem Haus mit dahinterliegendem Hof und Latrine bestand. Vgl. M. Untermann: Freiburg i. Breisgau. In: Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch. Die Stadt um 1300. Ausstellungskatalog Stuttgart 1992, Seite 234 – 235.
- ³ Ein Foto der Figur abgedruckt in: Nürnberger Altstadtberichte Nr. 16 (1991), Seite 5.
- ⁴ Keramikunde sind beispielsweise aus der Waldglashütte Steincke bei Göttingen bekannt, vgl.: Spielzeug in der Grube lag und schlief. Archäologische Funde aus Römerzeit und Mittelalter. Ausstellungskatalog Heilbronn 1993, Seite 89.
- ⁵ Im Palas der Burg Burghann, Kreis Nürnberger Land, wurden ein Reiter und mehrere anthropomorphe Figuren ganz ähnlicher Machart gefunden. Vgl. W. Steeger: Die Kleinfunde aus einem verschütteten Keller der Burg Thann bei Nürnberg. Magisterarbeit Bamberg 1992.
- ⁶ L. Löw in: Geschichte aus Gruben und Scherben. Ausstellungskatalog Bamberg 1993. Frau Löw verdanke ich auch Hinweise zur neuzeitlichen Keramik.

Ergänzender Hinweis:

Weitere „Notgrabungen“ wurden amtlicherseits entlang der Ostwand bis zur gemauerten Abortgrube und zusätzlich von den Altstadtfreunden im gesamten Restgebiet der Grundfläche bis in eine Tiefe von 2 m, entlang der Südmauer sogar bis 3,80 m durchgeführt. Der Untergrund bestand im mittleren Teil aus der schon bekannten holzdurchsetzten Einfüllung und ansonsten aus völlig ungliedertem humos-lehmigem Material (Auffüllmaterial), durchsetzt mit Schlacke. Die Fundstücke ähnelten denen im nördlichen Grabungsbereich. Aus der Reihe fiel nur der Mühlstein (Durchmesser 86 cm), der nördlich der Grube gefunden wurde und nicht einmal als Fundamentteil diente. Warum ist sein 10 × 11 cm großes Loch nicht in der Mitte wie üblich? Er ist wohl dem 19. Jahrhundert zuzuordnen, doch woher stammt er? Wie so vieles geriet er wohl rein zufällig in die Aufschüttungsmasse.

Reinhard Hahn



Weiterer Hinweis:

Die im Text auf Seite 32 erwähnten Vierpaßbecher sind bisher nur in unserer Stadt und ihrer näheren Umgebung gefunden worden – hier aber in großer Zahl. Es handelt sich also um eine ganz ausgeprägt nürnbergische Form. Das nebenstehende Bild zeigt zur Veranschaulichung ein vollständig zusammengefügtes Exemplar von der Ausgrabung am Weinmarkt (1983).

Üblicherweise werden die eigenartigen Gefäße als Bierbecher angesprochen. Verwunderlich ist dann allerdings ihr hochliegender Schwerpunkt und ihre dadurch bedingte geringe Standfestigkeit auf holprigen Tischplatten. Oder sollten die Becher stets in einem Zug ausgetrunken und dann umgekehrt auf den Tisch gestellt worden sein?

Erich Mulzer

Die Moritzkapelle oder: Das Loch im Stadtbild.

Erich Mulzer

„Mit der Bergung des ersten Steines aus den Trümmern hat gestern der Wiederaufbau der Dresdner Frauenkirche begonnen. Die großflächige Räumung des 20500 Kubikmeter umfassenden Trümmerberges wird am Montag einsetzen, der eigentliche originalgetreue Wiederaufbau voraussichtlich im Mai 1994. Der 160 Millionen Mark teure Bau soll zum 800. Stadtjubiläum im Jahre 2006 fertig werden.“ So las man es überrascht am 13. Februar 1993 in der Nürnberger Zeitung. Fast zur gleichen Zeit konstituierte sich ein hochrangiges Kuratorium der Stiftung „Frauenkirche Dresden e. V.“, dem unter anderem Bundeskanzler Kohl und der sächsische Ministerpräsident Biedenkopf angehören. Während die Stiftung und andere Initiativen immer wieder eindringlich darauf hinweisen, daß hier nicht eine simple Nachbildung, sondern eine wissenschaftlich begleitete Wiederherstellung von hohem fachlichen Rang entstehen soll, dreht sich bereits der Baukran über dem Schutthaufen und strömen die Spenden aus ganz Deutschland, um „die Skyline der Elbstadt in alter Schönheit wiederzugewinnen“¹.

Auch in Nürnberg hat der Luftkrieg einen alten Kirchenbau völlig in Trümmer geschlagen: Zwar nur eine schlichte gotische Kapelle, geradezu winzig im Vergleich mit der gewaltigen Dresdner Kuppelkirche, aber doch bestimmend für die räumliche Harmonie eines der wichtigsten historischen Plätze der Stadt. Der Schutthaufen wurde freilich, anders als in Dresden, schon längst eingeebnet und mit einem banalen Parkplatz überzogen, und ein Wiederaufbau ist im bescheidenen Nürnberg nie ein Thema gewesen² – auch wenn dafür nur ein verschwindender Bruchteil der Spendengelder wie in Dresden nötig wäre und obwohl ein rundes Stadtjubiläum, ähnlich wie in Dresden, auch in Nürnberg bevorsteht.



1 *Das Loch im Stadtbild – ausgerechnet dort, wo die Kirche des Stadt-heiligen, der 600-jährige Pfarrhof und die Kaufmannshäuser rings-um das alte Nürnberg noch so dicht wie sonst nirgends erleben lassen.*

Es scheint also so, als ob man sich hier mit diesem Loch im Stadtbild abgefunden habe. Damit die Nürnberger Genügsamkeit aber nicht auch noch zu einem Loch im Wissen und schließlich im historischen Bewußtsein wird, soll im folgenden den Spuren der ehemaligen Moritzkapelle, die vor dem Krieg zu dem meistfotografierten Wahrzeichen unserer Stadt gehörte, erstmals³ genauer nachgegangen werden.

Am Anfang ihrer greifbaren Geschichte steht die Urkunde des Bamberger Bischofs Wulfing von Stubenberg vom 6. September 1313 mit einem höchst merkwürdigen Inhalt. Der Bischof erlaubt nämlich auf inständiges Bitten weiser und kluger Männer der Nürnberger Bürgerschaft, die Moritzkapelle (capella sancti Mauricii), innerhalb des Sprengels der Pfarrkirche St. Sebald im Judenviertel gelegen (in vico iudeorum sita), auf den Friedhof derselben Pfarrkirche zu übertragen, wo jetzt dauernd weltliche Geschäfte entgegen den heiligen Anordnungen ausgeführt werden, die durch die Übertragung der Kapelle in Zukunft aufhören werden. Dazu gibt er dem hochgeschätzten Pfarrer von St. Sebald,

Hermann, die Vollmacht, den Altar zu zerbrechen, die Reliquien herauszunehmen und sie in die neue Kapelle wieder einzufügen⁴. Ahnen wir überhaupt, was es bedeutet, sich das Leben im mittelalterlichen Nürnberg vorstellen zu wollen? Mehr als zwanzig Generationen sind seit der Urkunde des Bischofs geboren worden und wieder ins Grab gesunken – und manchem von uns fällt es doch schon schwer genug, das Anderssein nur der einen, ihm unmittelbar folgenden Generation zu verstehen! Das muß vorausgeschickt werden, bevor man sich dieser so unendlich ferngerückten Zeit von 1313 nähert. Wie damals ein Judenviertel ausgesehen hat und wie es darin zugegangen ist, weiß niemand mehr. Wer heute staunt, daß es dort auch eine christliche Kirche gegeben haben soll, macht sich möglicherweise ein völlig falsches Bild von einem solchen Getto. Oder war die Kapelle doch die gezielte Provokation der Herrschenden gegenüber der Minderheit? Aber dann bleibt die Frage, wie die beiden heillos verfeindeten Religionen das im Alltag ertragen haben. Oder sollte nicht doch in normalen Zeiten ein viel engeres Zusammenleben geherrscht haben, als man heute annimmt? Von den vorgeschriebenen ummauerten Grenzen des Gettos ist sowieso nie die Rede⁵; es war wohl kein Staat im Staate, sondern eher ein selbstverständliches Stück der Stadt, und vielleicht sahen die Zeitgenossen die Juden in ihrem Viertel auch nicht viel anders an als die verschiedenen Berufsgruppen in ihren Handwerker-gassen. Und könnte sich zumindest am Rand das Getto nicht in ein Mischgebiet aufgelöst haben und dort die Kapelle gestanden sein? Fragen über Fragen – aber keine Urkunde gibt Antwort.

Noch unbegreiflicher und unvorstellbarer muten wahrscheinlich die Zustände auf dem Friedhof an. Wurde an diesem Ort des Todes und der Vergänglichkeit etwa gefeilscht und gehandelt und verkauft? Immerhin lehnten sich ja auch an den Ostchor der Sebalduskirche, der großenteils vom Friedhof umgeben war, hölzerne Verkaufsbuden an⁶, und das städtische Satzungsbuch spricht, wenn auch verbietend, etwa zur Zeit der Urkunde von „pfrogenkaufe“ und „veile haben“ auf dem Kirchhof⁷. Aber wie sollte dann der Bau einer Kapelle dieses offenbar gewohnte Treiben beenden, wenn es schon die vorhandene große Kirche nicht bewirken konnte? Oder ging es hier doch um ganz andere, heute unbekannte Mißstände? Wohl wegen solcher Unstimmigkeiten bezog schon Andreas Würfel 1761 die „weltlichen Geschäfte“ der Urkunde auf den alten Standort der Kapelle im Judenviertel⁸, und diese inhaltlich einsichtigeren Lesart hat seither mehrere leichtsinnige Weiterträger gefunden, darunter auch Fritz Traugott Schulz in seinem großen Bürgerhauswerk⁹. Aber am Text läßt sich nicht deuteln: Er meint ganz klar nur den Friedhof, und so bleiben auch hier die Fragen ungelöst.

Ein weiteres Rätsel gibt der Standort der Moritzkapelle vor ihrer Verlegung auf: Der „vicus iudeorum“ erstreckte sich immerhin über den ganzen Haupt- und Obstmarkt mit Ausläufern bis zum Dötschmannsplatz (heute etwa: Parkplatz nördlich der Martin-Treu-Straße) und bis nahe an die Pegnitz. Erst eine Chronik des 15. Jahrhunderts wird deutlicher: 1313 „ward sant Moritzen cappeln angefangen und gepaut auf sant Seboltz kirchhof, die vor ist gestanden am Vischmarck, da jetzund steet das tuchhaus“¹⁰. Fischmarkt hieß die westliche Seite des späteren Hauptmarkts, und das Tuch- oder Gewandhaus bildete dort die südliche Ecke zur Tuchgasse. Dagegen schreibt einige Jahrzehnte später der unzuverlässige und fabulierende Chronist Meisterlin, dem allerdings als zeitweiligem Prediger an St. Sebald die Moritzkapellen-Überlieferung aus erster Hand hätte verfügbar sein müssen: „Die Mendel hetten gestift eine cappellen und ein meß in sant Moritzen ere auf dem Saltzmarkt; die ward gesetzt auf sant Sebolts kirchhoff“¹¹. Der Salzmarkt war der nördliche Teil des Hauptmarkts, und als genauer Ort der Kapelle wurde bisher entweder die Gegend des Schönen Brunnens¹² oder ein Platz am Südrand der jetzigen Frauenkirche – also unmittelbar neben der damaligen Synagoge – vorgeschlagen. Für die letztere Lösung sprach sich die ältere meinungsbildende Forscher-Generation (Mummenhoff, Schulz, Reé, Hampe) fast geschlossen aus, ohne daß die Begründungen überzeugen könnten¹³. Leider löst auch die einzige urkundliche Erwähnung der Moritzkapelle vor 1313 diese Frage nicht: 1236 stiftete ein Hermann Anquilla (= Aal) dem Deutschen Orden seine Güter, nämlich Fleischbänke, Häuser und anderes, gelegen unterhalb der öffentlichen Straße und der Kirche(!) St. Mauritius¹⁴. Nimmt man allerdings an, daß sich die Fleischbänke auch damals schon an ihrem späteren Platz nahe dem Fleischhaus und der Fleischbrücke befunden hätten, dann würde der Standort Tuchgasse für die alte Moritzkapelle wieder an Wahrscheinlichkeit gewinnen.

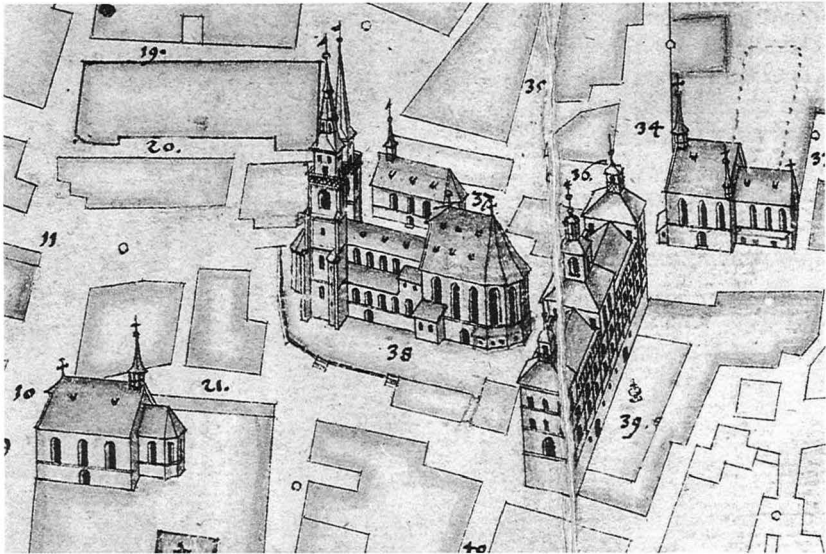
Nürnberg war nie Bischofssitz, wo die Einkünfte einer ganzen Diözese zusammenströmten: Seine Kirchen sind deshalb sämtlich durch Spenden und Stiftungen wohlhabender Bürger entstanden. Auch für die Moritzkapelle fand sich ein solcher reicher Geber: Es war Eberhard Mendel, der zusammen mit seiner Frau Gertraut „von ihrer beider eigenem Gelde“ 1313 den Neubau der Kapelle auf dem Sebalder Friedhof bezahlte, „ihnen und ihren Vorfahren und Nachkommen derselben seelen zu hülf und trost“¹⁵. Bis zur Reformation scheint die Kapelle dann zuweilen als Begräbnisstätte der Familie Mendel gedient zu haben. An den Wänden erinnerten jedenfalls zahlreiche Totenschilder an Angehörige des Geschlechts, auch an solche, die in Ungarn (als Rittmeister) oder in Prag (als Rektor) ihre letzte Ruhe fanden¹⁶.

Wappen der Mendel nach einer Darstellung der Nürnberger Geschlechter von 1610. Das doppelte Wappen, links mit Kübelhelm und rechts mit Spangenhelm, bleibt ebenso unklar wie die unterschiedliche Helmzier: Links ein doppelter Flug in den Schildfarben, rechts ein Männerrumpf (Mendel = Mändlein?).



Das Geschlecht der Mendel ging seit 1354 zu Rat und wird im Tanzstatut 1521 zu den zwanzig alten Familien des Patriziats gezählt¹⁷. Sein Wappen (Bild 2) ist schrägrechts gold-rot-schwarz geteilt; es zeigt also zufälligerweise die heutigen Bundesfarben, wenn auch in umgekehrter Reihenfolge. Die Familie muß sehr reich gewesen sein: Zwei der Urenkel des Moritzkapellen-Stifters Eberhard Mendel stifteten ihrerseits das Kartäuserkloster (Marquard Mendel 1380) und das Zwölfbrüderhaus am Kornmarkt (Konrad Mendel 1397). Besonders durch das Hausbuch dieser „Mendelschen Zwölfbrüderstiftung“, einer in Deutschland einzigartigen Quelle für frühe Handwerkstechnik, ist der Name des Geschlechts bis heute lebendig geblieben, obwohl es schon im 16. Jahrhundert auf den absteigenden Ast geriet und 1631 endgültig ausstarb, nachdem sich die letzten Mendel „mit dem Lautenschlagen und geringer Schreiberei genähret“ hatten¹⁸.

Die fertige Moritzkapelle war ein 28 Meter langer und 8 Meter breiter Backsteinbau mit Dachreiter und schlichtem, dreiseitig gebrochenem



3 *Der Kirchenkranz um St. Sebald: Oben die Moritzkapelle, links unten die Augustinerkirche, rechts oben die Dominikanerkirche.*

Chorabschluss: Sicher weit mehr als eine bloße Friedhofskapelle, aber im Vergleich zu den gewaltigen Maßen St. Sebalds doch nur ein kleines Kirchlein, das die benachbarte Pfarrkirche umso mächtiger erscheinen ließ. Zusammen mit der Dominikaner- und Augustinerkirche scharten sich damit drei markante Gotteshäuser in weniger als hundert Meter Abstand rund um St. Sebald (Bild 3) – ein eindrucksvolles Beispiel für die dichte sakrale Prägung des mittelalterlichen Stadtbilds, während heute die Sebalduskirche einsam in ihrer weltlichen Umgebung steht.

Im Innern hatte bereits Eberhard Mendel zwei Altäre gestiftet, die vor allem den Heiligen Mauritius beziehungsweise Wenzel geweiht waren¹⁹. Müllner kennt neben diesen beiden noch einen Marienaltar „im Schwibbogen“²⁰. Die Frühmesse, die täglich am Mauritiusaltar gelesen werden sollte²¹, geht auf das Stifterehepaar zurück. 1360 erhielt auch der Wenzelsaltar durch Seyboth Ruff (Müllner: den roten Seibold) eine Messe²². Solche Stiftungen schlossen selbstverständlich stets auch die Pfründe, meist vollen Unterhalt und Wohnung, für einen „Altaristen“ oder „Vicariier“ ein: Das waren Geistliche, die nicht zu den Predigern oder Seelsorgern einer Pfarrkirche gehörten, sondern vom Lesen der vielen Privat- und Seelmessen lebten. Zweihundert Jahre später hört man die Vorbehalte des Protestantens Müllner gegen diese Bräuche und auch gegen die vermeintlichen Heiligtümer der Ausstattung deutlich

zwischen den Zeilen heraus: Es hat zum Beispiel „Peter Mendel Anno 1423 noch eine Mess gestiftet und Marquard Mendel Anno 1430 ein kleines Örglein in diese Kapell machen und dieselb mit vermeintem Heiltumb und in andere Weg zieren lassen, wie auch ferner von Peter Mendel geschehen, welcher Anno 1450 für sich und seine Nachkommen noch fünf wochenliche Mess angefrummet . . .“²³.

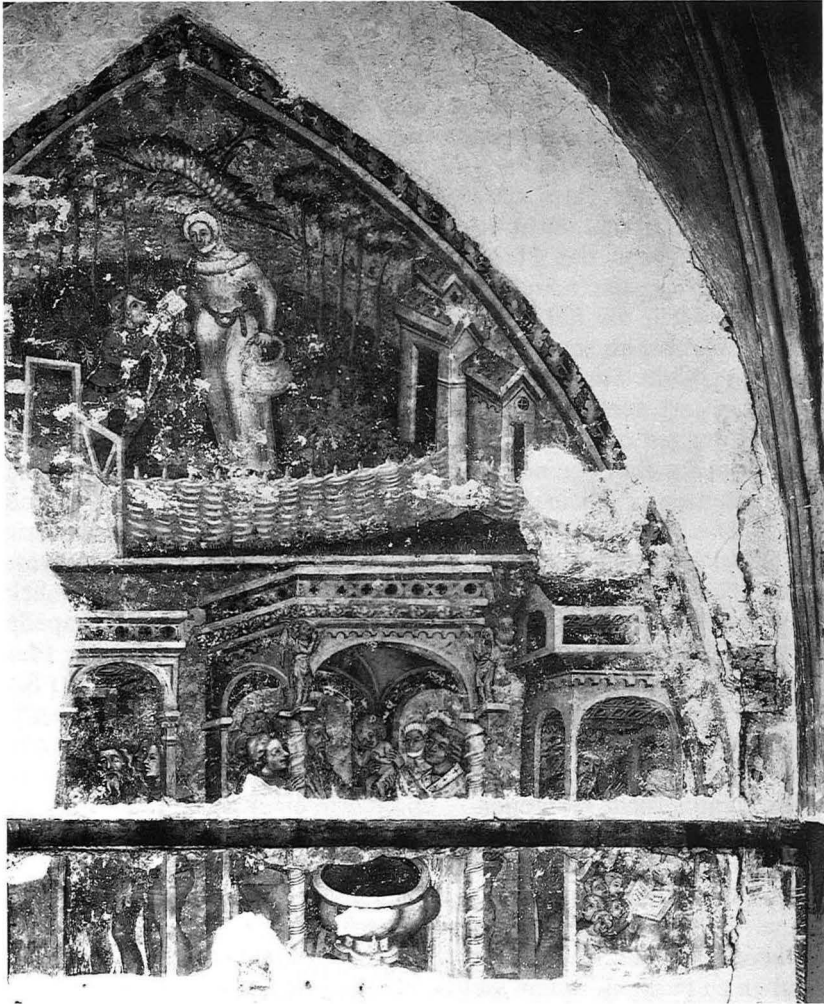
An der Betriebsamkeit mittelalterlicher Religiosität wird es also in der Kapelle nicht gefehlt haben. Das bestätigt auch das Pflichtbuch des Sebalders Mesners von 1482, wo es zum Beispiel am Tag der zehntausend Ritter heißt: Da „setzt man das heiltum aus zu s. Moritzen; am abent singt man vesper und metten dobei, zu nacht leut man mit vier glogken“; oder an Oswaldi: „zu sant Moritzen setzt man das heiltum aus, man reucht den altar und heiltum“; oder an Wentzelai: „man leut mit dreien glocken, man beleucht den altar zu s. Moritzen“²⁴. Kirchweih hatte die Moritzkapelle am Sonntag nach Galli und am Tag der zehntausend Jungfrauen²⁵; dagegen wurde Mauritiu offenbar in der Sebalduskirche gefeiert²⁵. Von all den genannten Heiligen befanden sich Heiltümer (= Reliquien) im Kirchenschatz, die ausgesetzt (= auf den Altar gestellt) werden konnten; so zum Beispiel „ein groß haubt, darinn der 10 tausend ritter hirnschal eine ist“ oder „sant Moritzen arm, ist silbern“²⁶. Insgesamt aber standen den fünf Festtagen in der Moritzkapelle etwa 170 in der Sebalduskirche gegenüber, für die der Mesner mit seinen Helfern an immer wieder anderen Orten räuchern, beleuchten, aufdecken oder mit Fahnen und Teppichen schmücken mußte. Dazu hatte er auf die wechselnden Ornate zu achten, Prozessionen vorzubereiten und die richtigen Glockensignale zu geben – vom „Zusammenschlagen“ bis zum „Schreck-Läuten“, je nach Rang und Ablauf des Festes. An Hochfeiertagen waren bis zu 30 verschiedene Maßnahmen zu treffen. Mochte darunter auch manches Sinnenfällige und Anschauliche sein wie das Hungertuch, der Palmesel, die „Kleppertafeln“ (bei schweigenden Glocken), das aufgebaute Grab (für das Sakrament von Karfreitag bis Ostern) oder die Christusfigur, die an Himmelfahrt zur Decke hinaufgezogen wurde – insgesamt wirkt dieses von Tag zu Tag wechselnde, manchmal fast hektisch anmutende „Programm“ heute doch recht fremd und zeigt das Bild einer stark zeremoniell bestimmten Frömmigkeit, hinter der die spirituelle Tiefe schwer auszuloten ist.

Sicherlich drängte sich das Volk nicht nur an den genannten fünf Festtagen in der Moritzkapelle: 1353 und 1380 gab es dort päpstliche Ablässe zu gewinnen²⁷, und im 15. Jahrhundert spielte die kleine Kapelle zeitweise eine besondere Rolle für die Aussätzigen. Das für ihre Speisung in der Karwoche bestimmte, 1394 von drei Frauen errichtete „Sonder-siechenalmosen“ mußte jedes Jahr neu erbettelt und gesammelt werden,

unter anderem auch drei Tage mittags vor „S. Moritzen Kapell, dahin sie Tisch und darauf ein messenes Becken gestellet, in welches die Leut das Almosen geworfen, dabei sein auch etliche päpstliche Ablass Brief gelegen“. Jeden Dienstag vor Ostern durften dann die Leprosen die Stadt betreten und sich seit 1448 im Siechhaus, dem heutigen Weinstadel, niederlassen. Drei Tage wurde ihnen „Essen genug und jedem Armen ein Maß Wein gereicht . . . und solches ist geschehen auf S. Sebalds Kirchhof. Dasselbs hat man ihnen drei Tag nacheinander gepredigt“, wobei am Mittwoch „32 Geistlicher zur Beicht gesessen“ und am Gründonnerstag diejenigen, „welche das Abendmahl empfahen wollen, in S. Moritzen Kapell eingeschlossen worden“. Am Karfreitag wurden sie in der letzten Predigt am Friedhof „vermahnet, daß sie dankbar sein und täglich für einen E[hrbaren] Rat zu Nürnberg und gemeine Stadt und wer ihnen mit solchen Almosen Gutes getan, bitten sollen“. Dann erhielten sie noch Tuch für einen Rock und „dabei eingebunden, sich alsbalden aus der Stadt zu machen und die Nacht mit mehr in derselben sich betreten zu lassen“²⁸.

Mauritius oder Moritz, der dunkelhäutige Märtyrer aus dem Nilland, kommt in unserer Gegend als Kirchenpatron nur selten vor²⁹. Erst recht gilt dies vom böhmischen Nationalheiligen Wenzel, dem der zweite Altar in der Moritzkapelle geweiht war. Aber das blieb nicht die einzige Beziehung der Kapelle zu diesem ungebräuchlichen Namen: In ihrem Innern befand sich auf der Nordseite ein großes Wandgemälde mit Szenen aus dem Leben Kaiser Wenzels (Bild 4). Die obere Hälfte stellt einen umzäunten Garten mit Blumen dar, in dem eine Frau aus der Hand eines knienden Boten einen Brief mit Siegel empfängt. In der Luft schwebt ein großer Vogel, vielleicht der Reichsadler. Es könnte sich um die Brautwerbung Wenzels handeln. Auf dem linken unteren Bild hält offensichtlich der gekrönte Vater den Neugeborenen hoch. Am deutlichsten ist das Mittelbild: Rechts neben dem Taufbecken steht ein Bischof mit dem Säugling und links halb hinter einer Säule der Kaiser. Auf dem rechten Bild scharen sich Jünglinge, unter ihnen wohl der Prinz, um ein Buch, während darüber der Kopf des zuhörenden Kaisers auftaucht³⁰.

Warum erhielt gerade dieser Kirchenraum eine so aufwendige Erinnerung an den ersten Sohn Karls IV., der 1361 als langersehnter Thronerbe auf der Nürnberger Burg geboren und in der Sebalduskirche mit größtem Prunk getauft worden war? Hatte die Moritzkapelle an diesem Festtag etwa eine besondere Rolle gespielt? Oder war für das Gemälde nur der schon vorhandene Altar des Namensheiligen maßgebend gewesen? Die Wandmalereien, zu denen später noch weitere Bilder (wie der Tod St. Ursulas mit den zehntausend Jungfrauen) kamen, galten jedenfalls vor dem Krieg als die inhaltlich bemerkenswertesten in ganz Nürnberg.



4 *Geburt, Taufe, Unterricht und Brautwerbung Kaiser Wenzels als Wandgemälde – schon wegen seines weltlichen Themas eine Besonderheit in der Kapelle.
Aufnahme nach 1902. Grad der Restaurierung unbekannt.*

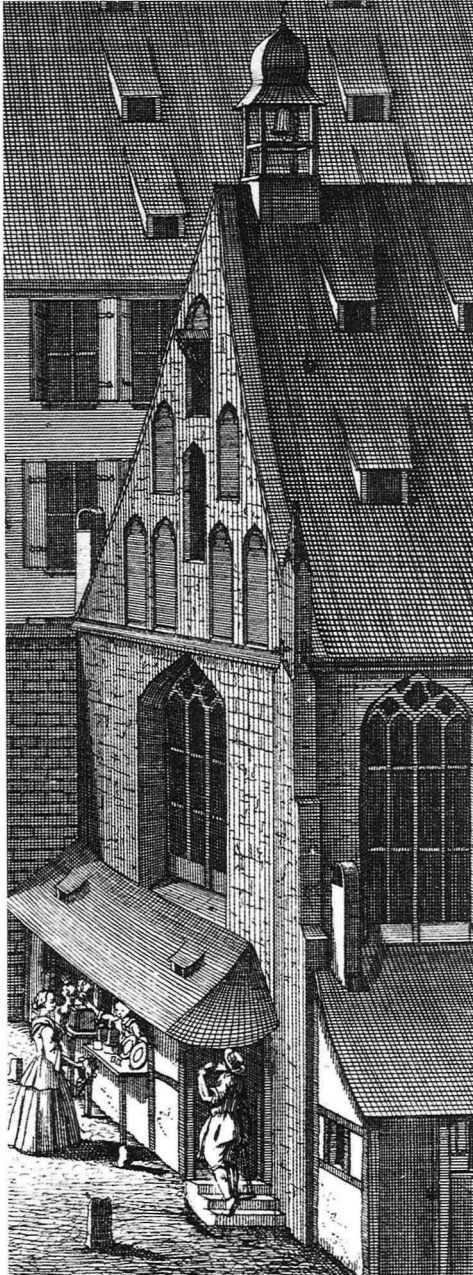
Erst 1902 waren sie nach jahrhundertelanger Übertünchung fachmännisch wieder ans Licht geholt worden – aber nur, um dann 42 Jahre später im Detonationsblitz einer Sprengbombe endgültig zu Staub zu zerfallen.

Eine andere Stiftung, deren Spur ebenfalls bis zur Zerstörung sichtbar blieb, läßt sich genauer festlegen: 1331 vermachte Berchtold Pfinzing d. Ä. das Obereigentum an einem Bauerngut in Brand bei Neunkirchen, das jährlich drei Simra³¹ Korn, je sechs Käse zu Pfingsten und Weihnachten sowie zwei Fastnachtshennen zinst, als Seelgerät für „das licht, das gemacht ist an sandt Moritzen Cappellen am Egke gegen den pfarrer in sandt Sebold pfarre, also, das man dasselbe liecht da mit beleuchten sol, und das soll tag und nacht brinnen“³². Tatsächlich befand sich im süd-westlichen, gegen das Pfarrhaus gerichteten Eck-Strebepfeiler eine eigenartige vergitterte Aussparung, die gut ein Licht aufnehmen konnte (Bild 5). Mehr als 150 Jahre später erwähnt es der Kirchenmeister Sebald Schreyer als „ewig ymerlicht . . . am Eck Sant Mauritzen cappeln gen dem pfarrhoff wartz von der Pfinzing wegen“. Da es allerdings „des tags nit gewart, sundern oft versaumbt ist worden“, hatte man die Hälfte der Stiftung auf ein neues Licht im Innern der Sebalduskirche übertragen, „also das das obgemelt liecht am Eck Sant Mauritzen nuhinfüro zu ewigen zeitten . . . allein des nachtz von dem Gotzhaus beleucht werden soll“³³. Das alles ist ein Beispiel für die Gewissenhaftigkeit, mit der solche Stiftungen noch nach Generationen ausgeführt wurden. Schreyers peinlich genaue Aufzeichnungen erlauben aber auch einen Seitenblick aufs Grundsätzliche: Neben zwei Lichtern im Friedhof (Moritzkapelle und Schreyer-Landauersches Grab) und einer Lampe im Karner (der heutigen Krypta) nennt er nicht weniger als 35 Immerlichter in der Sebalduskirche, die dank ebenso vieler Stiftungen jede Nacht brannten³⁴. Man kann es sich kaum vorstellen: Die zugesperrte eiskalte mitternächtliche Kirche, in der 35 glühwürmchenhafte Flämmchen ein gespenstisches Dämmerlicht verbreiten – und das in einer Zeit, in der es noch keine einzige Straßenlampe gab und jeder späte Fußgänger mit einer Laterne mühsam vor sich herleuchten mußte!

Ist es hier nur Staunen, so bleibt bei einer anderen Frage schiere Unwissenheit. Der gutunterrichtete und kritische Müllner schreibt 1623 rückblickend: „In Sterbsläuften hat man pflegen in diese Kapell ein große Gruben zu machen, darein viel Leut begraben worden“³⁵. Ähnlich berichtet schon eine frühere Quelle¹⁶, und lange danach präzisiert Roth, der sich wohl auch auf ältere Aufzeichnungen stützt: „In Sterbsläuften 1379, 1382 und 1407 hat man sehr viele Leute in dieser Kapelle in eine Grube zusammen gelegt und verscharret“³⁶. Kann an dieser Horrorgeschichte etwas daran sein? Es spricht zwar fast alles dagegen, aber andererseits stand die Kapelle auf einem Friedhof und hatte aus dieser Lage vielleicht doch auch besondere Aufgaben zu erfüllen – wobei man freilich die zahlenmäßigen Übertreibungen des Mittelalters nicht zu glauben braucht.



5 *Lichtnische im südwestlichen Strebepfeiler. Mit vergitterten Öffnungen nach drei Seiten. – Am Kirchensockel zahlreiche Wetzrillen und Näpfe. Die Reliefs: Links Ölberg, rechts Anna selbdritt zwischen beiden Johannes; 14. bzw. 15. Jahrhundert. Aufnahme um 1912.*



Viel profaner wurde auf jeden Fall ihr oberster Teil benutzt: Sebald Schreyer übernahm 1482 als neuer Kirchenmeister von St. Sebald „an getreid auf dem poden zu St. Moritzen“ rund 19 Simra Korn und 45 Simra Hafer³⁷. Später setzte er einen Betrag „von dem getreid auf Sant Moritzen cappellen das Jar zu merermaln zu wenden und darzu zu wartten“ in seine Ausgabenliste ein³⁸. Insgesamt erhielt die Sebalduiskirche im Rechnungsjahr 1482/83 aus ihren Stiftungen 118 Simra Korn (= Roggen), 20 Simra Hafer und $3\frac{1}{2}$ Simra Weizen, die noch zu mehr als der Hälfte in Naturalien einliefen³⁹. Bis zum Eigenverbrauch oder Verkauf des Getreides diente der Speicherboden der Moritzkapelle als Zwischenlager – und er genügte dazu für die ganze reiche Gemeinde. Von den Riesendächern der Sebalduiskirche ist jedenfalls nie die Rede: Sie müssen tatsächlich zweckfreie leere Gehäuse zur Verwirklichung gotischen Aufwärtstrebens gewesen sein.

6

An der oberen Giebelluke ist die Aufzugsvorrichtung deutlich zu erkennen.

„Das ditz selgeret also ewiglich stett beleibe und unzerbrochen“⁴² hieß es in einer Stiftung für die Kapelle 1331. Diese mittelalterliche Ewigkeit ging nun zu Ende. Nach jahrelanger gedanklicher Vorbereitung in den humanistisch geprägten Zirkeln der geistigen Elite Nürnbergs und bald begleitet von einer fragenden und drängenden Unruhe in breiten Volkskreisen erfolgten 1523/24 die ersten Schritte zur Reformation⁴¹. Schon zu Ostern 1523 konnte man im Augustinerkloster das Abendmahl in beiderlei Gestalt empfangen, und im Mai 1524 ging der dortige Prior zum Gebrauch der deutschen Sprache in einer veränderten Messe über. Diesem Beispiel folgten dann die Pröbste der beiden Pfarrkirchen, denen der Bamberger Bischof noch kurz vorher jede Abweichung untersagt hatte. Die neue Liturgie, die ab 5. Juni 1524 in den Nürnberger Hauptkirchen galt, schloß den Laienkelch und den vorherrschenden Gebrauch deutscher Texte ein; vor allem aber verzichtete sie, reformatorischer Überzeugung gemäß, auf Opferung und Wandlung und damit auf das Kernstück der alten Messe, die jetzt kein beliebig wiederholbares leibliches Opfer Christi, sondern ein Gedächtnismahl nach Lukas 22,19 („dies tut zu meinem Gedächtnis!“) bedeutete.

Damit gab es auch keine Möglichkeit mehr, dieses Opfer Lebenden oder Toten zuzuwenden, und alle die vielen dafür gestifteten Messen hatten ihren Sinn verloren und wurden bald abgestellt. Der Rat, der den Neuerungen bisher nur zögernd und vorsichtig, wenn auch sehr verständnisvoll gefolgt war, ließ nunmehr das fast unübersehbare Vermögen der Meß- und Seelgerätstiftungen dem 1522 eingerichteten „Almosenkasten“ zuführen, aus dem in Zukunft nicht nur die Armen unterstützt, sondern auch die Geistlichen (die ja mit den Stiftungen ihre Pfründen verloren hatten!) besoldet werden sollten.

Diese Änderungen, die nur einen kleinen, aber entscheidenden Ausschritt der Nürnberger Reformation darstellten, mußten sich auch auf die Moritzkapelle auswirken. Am 4. Mai 1525 beschäftigte sich sogar der Rat mit ihr: „Endres Mendels ansuchen von wegen der meß zu sant Moritzen dem brobst Sebaldi fürhalten“⁴². Ein nachfolgendes Gutachten von neun hochrangigen Geistlichen und Juristen empfahl, solche deutschen Messen, wie man sie „etlich zeit“ gehalten habe, nicht mehr zuzulassen, weil sonst „die menschen widerumb auff die meß gewisen und also an der meß als an einem werk mehr hangen dann an Christo“. Außerdem sei der Rat ja „bedacht, wie man der pfaffen haufen mug loß werden, das wurde [= würde], wen[n] man also meß zu lesen zuliesse, nit volzogen allerer meren mugen [= können] und sich der pfaffen und munchshaufen allererst meren und ein ytlicher ime eine sondere meß halten lassen wöllen, vermeynend, damit Got ein wolgefallen zu thun“. Daher sei „des Mendls begern“ um diese „wincklmeß“ nach Meinung

der Gutachter „nit volg zu thun, sonder[n] wolle yemand die sacrament entphahen, der könne das in der pfarrkirchen wol thun“⁴³.

Dieses Bestreben, auch die reformierten („deutschen“) Messen⁴⁴ ebenso einzuschränken wie die Überzahl der Geistlichen und statt dessen den Gemeindegottesdienst zu fördern, bedeutete für die Moritzkapelle wohl das Aus: Sie hatte ihren Sinn verloren und wurde vermutlich stillgelegt und zugesperrt – auch wenn eine Nachricht darüber nicht zu finden ist. Der Unterhalt des Gebäudes blieb davon jedoch unberührt: „Dweil der ölperg an S. Moritzen Kirchen am techlin schadhafft, sols mit ziegeln wider zu betachen bestellt werden“, ordnete der Rat noch 25 Jahre später an⁴⁵.

Inzwischen hatte sich aber nicht nur das geistliche, sondern auch das örtliche Umfeld der Kapelle grundlegend gewandelt. Nachdem der Rat 1520 endgültig alle Begräbnisse innerhalb der Stadtmauern verboten und dafür den Johannisfriedhof erweitert und den Rochusfriedhof neu geschaffen hatte, beschloß er schon sechs Jahre später: Weil „der Weinmarckt etwas enge ist, also das die wegen [= Wägen] zu den weinmerkten einander nit weichen können“, solle der bisherige Sebalder Friedhof „hinten gegen den Weinmarkt abgestochen und ein fare [= Fuhre, Fahrweg] über den kirchhof gepflastert, auch die grabstein zusam geruckt



7

Der Platz rund um St. Sebald ist Friedhofsboden, aus dem bei Aufgrabungen immer wieder Gebeine ans Tageslicht kommen. Das Bild von 1981 stammt allerdings aus der Krypta, die aber als Beinhaus ebenfalls Überreste aus diesem Friedhof aufnahm.

werden, damit man sich des kirchhofs mit darüber faren und reiten mög gebrauchen“⁴⁶. Mangelnde Verkehrsdisziplin und Wagenlärm erzwangen dann drei Monate später ein Verbot, „weinwegen auf den kirchhof zu sand Sebald zu stellen. Es soll auch bei der neuen einfart ein ketten gemacht und jederzeit unter den ampten [= Gottesdiensten] in der kirchen fürgeschlagen werden, das niemand in solicher zeit über den kirchhof fare“⁴⁶. Das Einebnen ging inzwischen mit Unterstützung der Anwohner weiter, und schon am 5. April 1527 heißt es: „Das pleczlein bei sant Moritzen auf sant Sebalds kirchhof soll man auch pflastern“⁴⁶. Der Gottesacker rund um die älteste Pfarrkirche der Stadt war in raschem Verschwinden, und nur die Kapelle deutete noch seine ehemalige Ausdehnung auf dem entstehenden Platz an, der den Namen „Sebalder Kirchhof“ allerdings noch lange behielt.

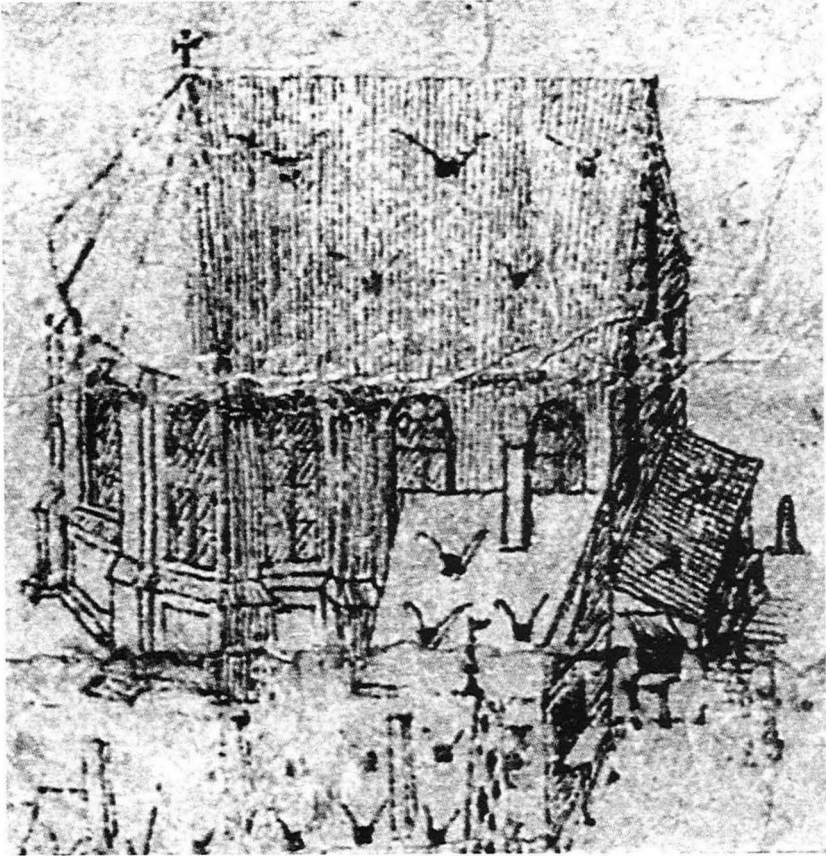
Fünzig Jahre später erscheint die Kapelle wieder in den Ratsverlässen, aber in einer so unglaublichen und nie gehörten Angelegenheit, daß man zunächst seinen Augen nicht trauen möchte. Es ging um einen Streit unter Handwerksgelesen, bei dem ein Schmied Cuntz Braun tot am Platz geblieben war. Am 17. April 1576 beschloß der Rat: „Dieweil Endres Lebus von Spanda[u] in der Marck, Thomas Arnold von Kaden [in Böhmen], Melchior Hedemann von Preßlau, Zacharias Freudenthaler von St. Annaberg, alle Kürßner, und Hans Mürl, Zimmergesell von Wimpffen, an dem Ableib [= Totschlag] . . . kein schuld haben, soll man sie aus den Eysen auslassen. Mit den andern aber, so im loch in verhafft ligen, weil man deß rechten thetters noch nicht gar gewiß ist, porrecht [= Bahrrecht] halten. Und den actu in S. Moritzen Capellen verichten“⁴⁷. Das Nähere erfährt man am nächsten Tag, an dem die vier noch Verhafteten, nämlich „Hans Cunrad von Riga aus Livland, Sebastian Völcker von München, Jeronymus Curperger von Steier [= Steyr] und Hans Dümmler, burger und Zimmermann hie, über den todten Körper geführt worden, aber sich kein antzaigung deß thetters under Inen gefunden“⁴⁸. Der Rat entnahm daraus enttäuscht, „das vermutlich der flüchtig Kürßnergesell Elias, den man den Rotkopf genennt, der recht schuldig[e] an diesem ableib sein möcht“, und ließ die Verdächtigten laufen. Der heutige Betrachter aber staunt nicht nur über den Querschnitt aus ganz Deutschland, der sich da in den Nürnberger Wirtschaftshäusern ein Stelldichein gab, sondern vor allem darüber, daß sich im Jahrhundert der Renaissance, des Humanismus und der Reformation ein altgermanisches Ritual als Beweismittel erhalten hat, das bis in die Nibelungensage zurückreicht: Bekanntlich fing auch die Leiche Siegfrieds zu bluten an, als Hagen an die Bahre trat.

Johann Christian Siebenkees, der sich meist auf Chroniken stützt, schildert den Fall noch anschaulicher: Man brachte den Toten am Vortag „in

St. Morizen Kapelle, da wollte man ein Bahrrecht halten und die 4 darüber führen, ob vielleicht der Entleibte (wie dann zuvor offtermals geschehen) ein Anzeigung mit seinem Blut geben wollte. Als nun solches in der Gemeinde auskommen, versammelte sich eine große Menge Volks auf St. Sebalds Kirchhof und vor dem Rathhaus, also daß man verursacht wurde, den toden Leichnam unter das Rathhaus zu tragen und in die Mitte des Hofes unter freyem Himmel zu stellen“. Dort, abgeschirmt vor den Gaffern, wurden die vier „im Beysein des Stadtrichters und der Schöpffen, auch anderer Herren, über den entseelten Leichnam geführt und muste ein jeder seinen Finger an des Entleibten gestochene Wunden legen, deßgleichen auch des Entleibten Hand in seine Hand nehmen und bey $\frac{1}{4}$ Stunde halten. Welches sie alle vier gethan“⁴⁹. Keine Kleinigkeit für Leute mit schwachen Nerven! Was hätte der Rat wohl für Schlüsse gezogen, wenn einer zusammengeklappt wäre?

Um diese Zeit sollte die Moritzkapelle bereits seit zwei Monaten einem ganz anderen Zweck dienen. Anlaß dazu gab der Weinmarkt, der sich nach 1526 auch auf den Platz des einstigen Friedhofs ausgedehnt hatte: Rheinweine mußten inzwischen rings um St. Sebald (unter Freilassung der Kirchentüren!), „Neckerwein, Bergstrasser und Miltenberger . . . gegen Sant Moritzen Kirchen uff den Kirchhof gestellt werden“⁵⁰; die übrigen Weinsorten folgten dann die Winklerstraße hinunter bis zum Trödelmarkt. Um das immer wieder versuchte Hinterziehen des Ungelds (der Getränkesteuer) zu bekämpfen, erließ der Rat 1576 neue Vorschriften, die das Einlagern der aufs Land verkauften, aber noch nicht abgefahrenen Weine im städtischen „Leistenkeller“⁵¹ zur Pflicht machten. Gegen diese Neuerung hatten sich aber sofort einige Kaufleute wegen der „Ungelegenheit des aus und ein Ziehens“ in den Keller „zum höchsten beschwerdt“. Daraufhin beschloß der Rat am 3. Februar 1576, „damit ob der ordnung gehalten und doch dise beschwerung etlicher massen gesteuert werden mug, die Capellen S. Moritzen auf S. Sebalds Kirchhof Zu raumen und die Vesser, die aufs Landt gehören, daselbst einwalzen zu lassen, bis sie abgeholt werden“⁵². Dieser Beschluß ist der endgültige Beweis für die Profanierung der Kapelle: Spätestens jetzt war es so weit, und der Befehl zum Ausräumen bedeutete wohl den Untergang der bisher noch erhaltenen kirchlichen Ausstattung.

1604 war es „hoch von Nötten“, das „Baufellige Dach“ der Kapelle zu bessern, den es hatte „sehr durch geregnet und daß gehülz und gemeuer sehr verderbt und verfault“. Nun wurden die „holen Ziegeln . . . herab gethan mitsambt den Alten Latten und dagegen neue Latten auffgenagelt. Und daß dach mit Neuen flachen Ziegeln oder Taschen . . . bedeckt“⁵³. Mit anderen Worten: Die im Mittelalter allgemein üblichen Hohlziegel wurden durch Vorformen der heutigen Biberschwänze er-



8 *Älteste Darstellung der Moritzkapelle 1608 (aus der Vogelschau mit Blick nach Norden). Der Bau ist aus Platzmangel verkürzt. Das Bratwurstglöcklein gibt sich durch seinen Schlot zu erkennen.*

setzt – ein Austausch, der schon im 16. Jahrhundert begann⁵⁴ und 1945 immer noch nicht ganz abgeschlossen war⁵⁵. Vielleicht aber verbargen sich dahinter noch weitergehende Pläne, denn sieben Jahre später fragte der Rat sich selbst, „was vor disem [= früher] diser Capell halb für vorschlag geschehen, und ob man Sie nitt zu einer Schuel erpauen wolle, und woran es angestanden, das es bißher verblieben“⁵⁶. Hier war offensichtlich wieder einmal etwas im Sande verlaufen.

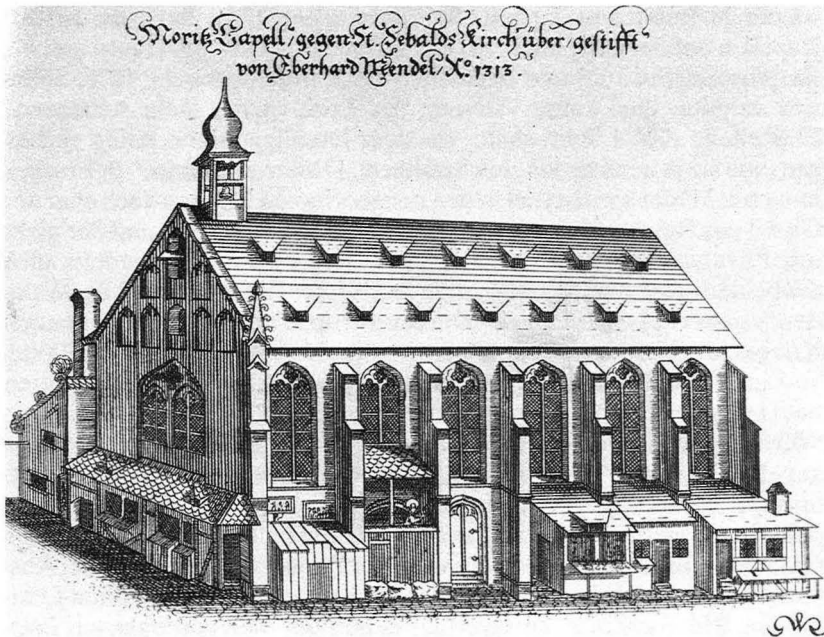
Feste und Staatsbesuche bedeuten dagegen städtebaulich oft einen Anstoß, der vieles möglich macht. Ein solches Ereignis stand 1611 bevor: Ein Kurfürstentag, auf dem „die gefehrlichen Läuflte und vielfeltige

Gravamina und Beschwerden, so sich hin und her im heiligen Reich, sonderlich aber im Allgemeinen Unßerm Geliebten Vatterlandt Teutscher Nattion ereugnetten“, beraten werden sollten⁵⁷. Der Rat konnte sich im Putzen und Verschönern der Stadt nicht genug tun: Er ließ zum Beispiel schadhafte Martersäulen ausbessern⁵⁸, die „Miststatt bey S. Moritzen Capell hinwegschaffen“⁵⁸ sowie das „Zerwerffen der fenster in den Creutzgängen“ und „die Unsauberkeit, so man darein macht“, verbieten⁵⁹. Die Mesner forderte er auf, in den Kirchen und Klöstern „unfletige schriften und gemäl allenthalben abzuwüsch“⁵⁸, und ließ daneben „ettlichen Schützen [= Polizisten] befehlen, achtung auff die Jehnigen zu geben, welche die wend und Mauren solcher gestalt besudlen“⁵⁸. Lebte man denn schon im 20. Jahrhundert? Aber weiter: „Und weil für ergerlich gehalten [werden] will, das die Capell zu S. Moritz zu einem weinstadel gebraucht werde, ist ferner befohlen, . . . bedacht zu sein, damitt die wein Vaß andrer orten eingestoßen, und die fenster diser Kirch, wie auch der Kirchen deß Parfüser und Augustiner Closters . . . widrumb reficirt [= wiederhergestellt] werden, weil von frembden leuten schimpfflich davon geredet wirdt“⁵⁹.

Mit den letzten Worten gab der Rat wohl seine innersten Befürchtungen preis. Der sachkundige, wenn auch etwas gallige Sebalder Pfarrer Wolfgang Lüder drückt das in seiner Chronik noch viel deutlicher aus: Weil die zu erwartenden „Catholischen Bischoffe, Praelatten und Herren . . . nit geärgert möchten werdt, wenn sie sehen, daß man die alten Gestift und Cappellen so unehrlich hielte und gahr zu grundte eingehen und verfallen ließe, welche [= die Bischöfe] denn nach den gefallen und Einkommen fragen und dieselben wieder in den alten Standt und Wessen zurichten und zusetzen begehren würdt, Solchem Zuvor zukommen, hat man also diesser Sanct Morizen Cappellen . . . auswendig Ein Sauberes Mänttelein Umgeben“⁶⁰.

Immerhin ging man dabei durchaus werkgerecht vor: Es wurden „die Altten Scheuben . . . ausgehebbt, gewaschen, in neueß Bley gesetzt und die Löcher mit neuen Scheuben außgebessert, und also ganz Sauber gemacht worden“. Die Wände wurden „Außwendig mit neuem Mörtter beworfen, gewisset und gesteinbandt [= steingebandet, steingebändert?]. Und auffß seuberst zugericht, daß gemelte Moritzen Cappell wieder ein hübscheß Ansehen bekommen“. Im Innern geschah dagegen nichts. Dieser Gegensatz fiel auch manchem Spötter auf und inspirierte einen Spaßvogel zu einem Zweizeiler, den Lüder genüßlich überliefert: „Den 26. Septembriß ist an die Cappelthür geschrieben gewest: Die Cappell Steht In Gotteß gwalt / Ist aussen Neu und Innen Alt“⁶⁰.

Unbestreitbarer Vorteil blieb freilich, daß die Weinverkäufer auf Dauer einen anderen Platz erhielten, nämlich „den Neuen Weinstadell Im



9 *Die Moritzkapelle nach Johann Georg Gruber, der jedoch bis in alle Einzelheiten einen Stich Boeners von etwa 1705 wiederholt. Gut zu unterscheiden sind die sieben einzelnen Anbauten.*

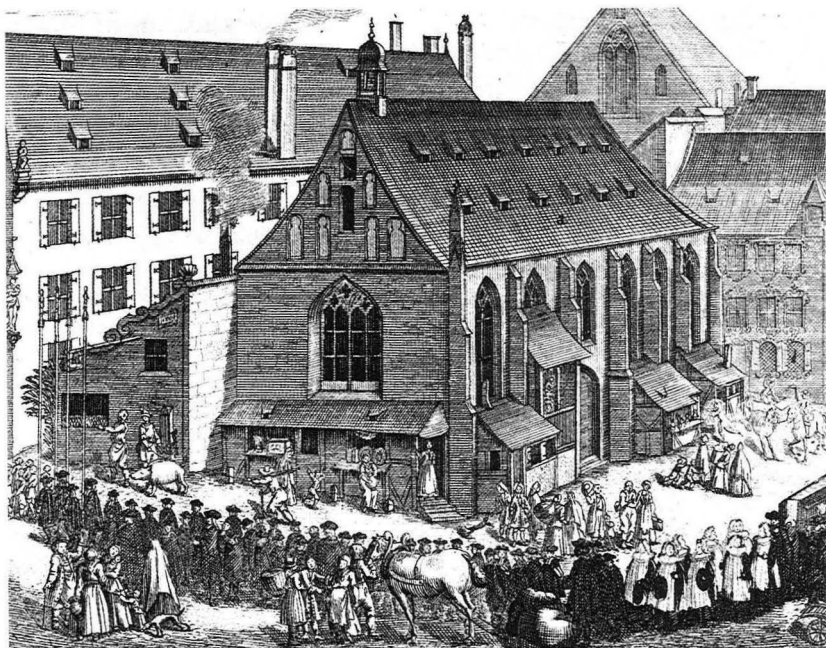
Siechhaüße uff dem Neuen Bau“, in dessen Nähe „auch der ganze Weinmarckt gewiessen und geleget“ wurde⁶¹. Erst durch die halbherzige Aufwertung der Moritzkapelle wurde also der 1448 für die jeweils dreitägige Aufnahme der Leprosen erbaute große Fachwerkspeicher zum Weinstadel und hat diesen Namen, trotz längst wieder geänderter Verwendung, bis heute behalten.

Auch für die Kapelle begannen bald bessere Zeiten. Im Sinne eines stärker belehrend-erklärenden Gottesdienstes vor allem für Jugendliche, wie er schon seit Erscheinen von Luthers Katechismus angestrebt, aber meist im Auswendiglernen steckengeblieben war, wurde 1626 eine allgemeine öffentliche Kinderlehre eingerichtet. Sie fand unter großem Zulauf jeden Sonntag um 1 Uhr mittags in sieben kleineren Kirchen statt, von denen Marthakirche und Moritzkapelle eigens für diesen Zweck neu in Gebrauch genommen worden waren⁶². Es fällt auf, daß schon in der Zeit unmittelbar vorher mehrere seit der Reformation geschlossene Kapellen und Klosterkirchen für wenigstens einen Wochengottesdienst

wieder in Benützung kamen: St. Klara schon 1574, dann die beiden Kapellen auf der Burg 1609, St. Katharina 1614, die Augustiner- und die Kartäuserkirche 1615 und schließlich die Karmeliterkirche 1626. Sollte sich dahinter eine konservativere, das Erbe wieder mehr schätzende Einstellung dieser Jahrzehnte vor dem Dreißigjährigen Krieg verbergen, wie sie ja auch in der gleichzeitigen „Dürerrenaissance“ in Erscheinung trat? Oder spricht sich in den neu geöffneten Kirchen doch eher der Gipfel des Reichtums aus, den die Stadt damals erreichte und der nicht nur Privatanwesen wie Topler-, Fembo- und Pellerhaus, sondern auch die beiden städtischen Großbauten des Neuen Rathauses und der Wöhrdortorbastei aufwachsen ließ? Die Katastrophe des 1618 ausbrechenden Krieges, der dann vor allem in den dreißiger Jahren die Stadt mit Elend, Tod und Grauen überzog, wird wohl die neuen Verkündigungsstätten bald mit verzweifelten Hörern und Betern gefüllt haben.

Würfel schreibt 1761, daß die sonntäglichen Kinderlehren in der Moritzkapelle „bis heute“ stattfinden⁶³. Aber daneben erlebte das kleine Gotteshaus offenbar auch einzelne Höhepunkte, wie 1731 die Taufe einer Jüdin⁶⁴. Sie hieß vorher Margham und war die Tochter des Schulmeisters (Rabbiners) Samuel ben Mose und seiner Frau Lea in Lehrberg bei Ansbach; ihr neuer Name lautete Maria Magdalena Regina Jacobina Lehrbergin. Die Vornamen entsprechen denen der vier vornehmsten Taufpatinnen: Maria Jacobina Ebnerin, Maria Magdalena Pfinzingin, Regina Helena Löffelholzin und Maria Jacobina Geuderin, den Gattinnen der vier Nürnberger Scholarchen. Auch unter den acht(!) weiteren Patinnen finden sich bekannte Namen aus dem Kaufmannsstand⁶⁵. Dieser Aufwand läßt die Anteilnahme erkennen, die ein solcher – nicht sehr häufiger! – „Sieg“ über das Judentum und die Gewinnung einer christlichen Seele in der Stadt hervorrief.

Leider sind keine Einzelheiten der Feier in der Moritzkapelle überliefert. Deshalb hier einige Angaben über eine ausführlicher beschriebene Judentaufe von 1581, die allerdings in der Dominikanerkirche stattfand. Auch damals hatte der Täufling „14 Dohten [= Paten], waren alle gewaltige fürnehme Kauffleuth, welche ihm viel geschenket“. Nachdem er in einem stundenlangen Gottesdienst mit 37 Einzelfragen vor der ganzen Gemeinde geprüft worden war, stieg er zur Taufe in eine Wanne voll angewärmtem Wasser. Trotz der aufgerichteten Schranken gab es „ein solches Zulauffen, gedreng und gestöß . . . , daß nicht davon zu sagen. Von Jungen und Alten, Mann und Weibspersohnen, von armen und reichen, und wollte ein Jegliches den Juden sehen, den Gott der Herr auß der verstockten Blindheit des Judenthumbs . . . erleuchtet hatte“⁶⁶. Mag 150 Jahre später ein solcher Schlußsatz vielleicht nicht mehr ganz zeitgemäß gewesen sein, so hatte sich doch an der Neugier der Nürnberger



10 Die Moritzkapelle im quirlenden Leben eines Delsenbachschen Stiches 1715. Im Vordergrund ein Leichenzug zum Johannisfriedhof: Ganz links die Schüler und vier Totenkerzenträger, rechts acht Pfarrer in ihren Chorröcken (bis 1810 in Gebrauch!) und der getragene Sarg. Im Hintergrund die Dominikanerkirche.

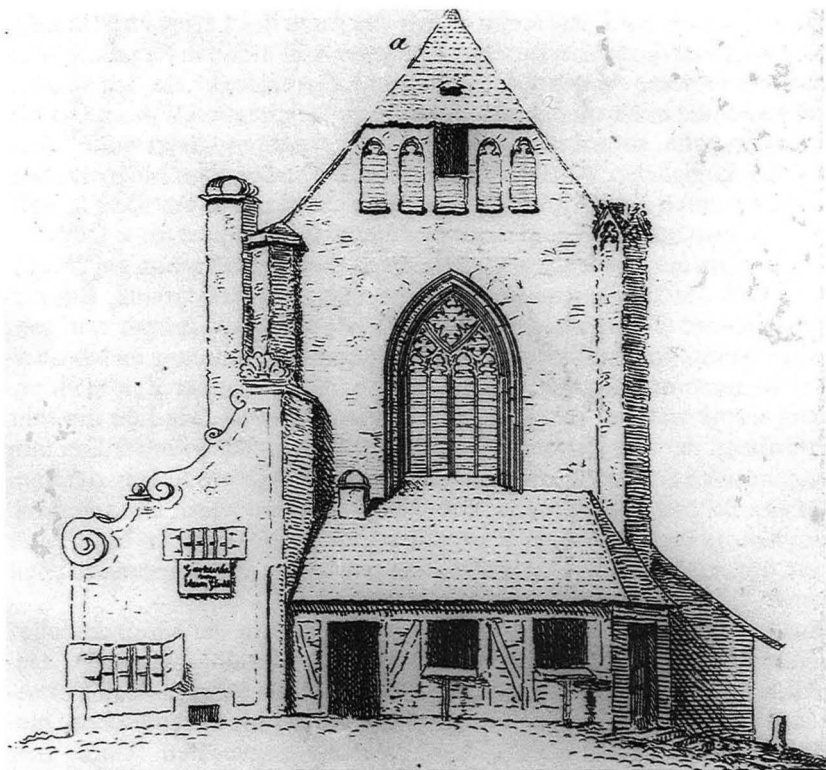
ganz sicher nichts geändert, und man kann 1731 in der Moritzkapelle ohne weiteres mit einem ähnlichen Trubel rechnen.

Lange schweigen nun die Akten, und erst, als sich der Strudel des politischen Untergangs der Reichsstadt immer schneller zu drehen begann und der drohende Staatsbankrott ebenso wie das aufklärerische Vernunftdenken nach neuen Lösungen verlangten, tauchte auch die Moritzkapelle wieder auf: Am 27. Oktober 1804 bat die städtische Rentkammer das Bauamt um eine Schätzung, da sich erneut ein Kaufliebhaber gemeldet habe⁶⁷. Die Antwort war abwägend: „Da an diesem Gebäude die Aeuseren Haupt-Mauern mit anderen Gebäuden und Kram-Läden Verbauet, wodurch dem Haupt Gebäude nicht allein das Aeuserliche Ansehen, sondern auch die Einrichtung zu einem Wohnbaren Haus benommen ist“, wird der jetzige Wert auf 1200 fl. veranschlagt, wovon noch die „wenigen vorhandenen Kirchen Ingredientien ausgenommen sind“⁶⁷.

Zwar kam es damals nicht zu einem Abschluß, aber am 7. August 1806 – sechs Wochen, bevor die Reichsstadt von Bayern geschluckt wurde! – wies die Rentkammer das Bauamt an, unverzüglich den Verkauf auszusprechen. Der Rat stimmte am 12. August 1806 zu, „wenn wegen Unterbringung des darin aufbewahrten Archivs . . . die erforderliche Vorsorge getroffen werde“⁶⁸. Es besteht also kein Zweifel: Die Moritzkapelle war inzwischen zum zweitenmal profaniert worden, und die städtischen Behörden hatten nichts anderes als ihren Verkauf und damit ihre Zerstörung im Sinn.

Eine entsprechende Anzeige im Friedens- und Kriegs Courier bewirkte jedoch das Gegenteil. Zum einen war allen Interessenten der geforderte Preis von 1500 fl. zu hoch, „weilen das Branntweinständlein und die Gisanische Wohnung den wahren Nutzen und Gebrauch behindere“⁶⁹. Außerdem erhob der Familienseniör Hans Christoph Joachim Haller von Hallerstein Anspruch auf alles, „was Bezug auf die von Hallerische Familie haben koennte und in dieser Kapelle seyn mögte“⁷⁰, obwohl schon vorher zahlreiche kirchliche Gegenstände vom Verkauf ausgenommen waren: Die Glocke, je ein Hallerischer und ein Starkischer Teppich, die gemalten Fenster, die Altäre(!) und das Ölberggitter⁷¹. Vor allem aber sprach sich nun der bereits anwesende bayerische General-Landes-Commissair Graf v. Thürheim gegen jede Veräußerung von Staatseigentum aus, so daß der Rat in richtiger Erkenntnis der Machtverhältnisse alle Verkäufe abstoppen ließ, obwohl sie „zur Unterstützung der Centralkasse bey ihren dringenden Bedürfnissen unumgänglich nothwendig sind“⁷². Das Bauamt bat dementsprechend am 14. August 1806 die zu weiteren Preisverhandlungen eingeladenen Interessenten durch Circular, „sich nicht vergebens morgen anhero zu bemühen“, da der Verkauf der Moritzkapelle „wegen eingetretener Hindernisse“ nicht stattfinden könne⁷³.

Die Übergabe der Stadt an Bayern, die am 15. September 1806 durch Parade und Salutschüsse öffentlich vollzogen wurde, bedeutete freilich erst recht keine Sicherheit, denn die neuen Herren begannen sofort mit einem rücksichtslosen Ausverkauf Nürnberger Kunstwerke (Peter-Vischer-Gitter im Rathaussaal und Tafelaufsatz von Wenzel Jamnitzer noch 1806!). Dazu gehörten auch mehrere überflüssig erscheinende Kirchenbauten, die entweder auf Abbruch verkauft (Barfüßerkirche 1807, Dominikanerkirche 1807, Augustinerkirche 1816) oder vom Staat selbst niedergerissen wurden (St.-Annen-Kapelle 1806, Karmeliterkirche 1817). Merkwürdigerweise blieb der Moritzkapelle dieses Schicksal erspart, obwohl sie 1809 lediglich als Heulager für die Armee diente, die sie aber wegen der Feuergefahr durch die umstehenden „Holzhäuser“ nicht gern für Wagen oder Geschütze verwenden wollte⁷⁴. Bald danach



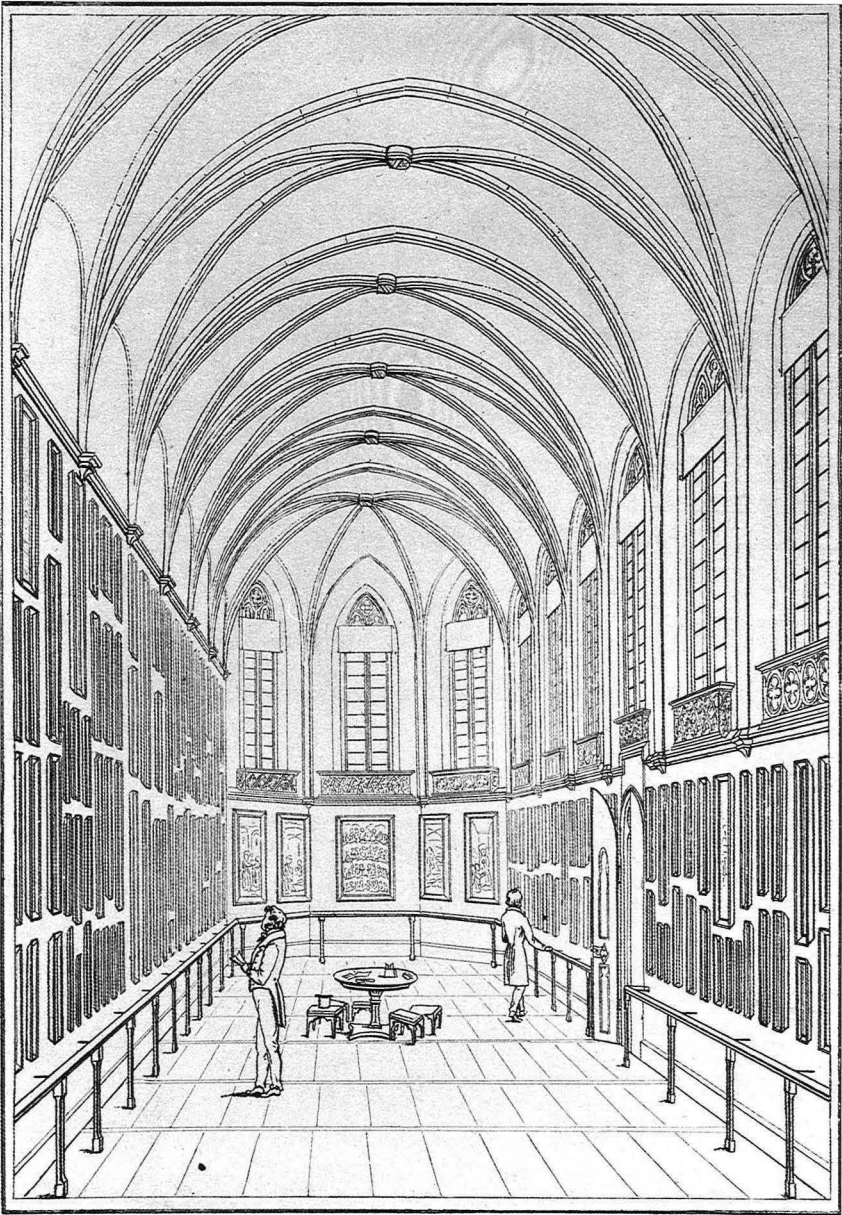
11 Die Stadt und die Moritzkapelle in tiefem Verfall.

wurde sie „zu einem Holzmagazin benutzt, aus welchem die Polizeydirection Brennholz zu sehr billigen Preißen an Arme abgiebt“⁷⁵. Aber kaum hatte die Stadt ihre innere Selbstverwaltung zurückerhalten, da betrieb der Magistrat 1819 erneut den Verkauf der Kapelle und „eine Verschoenerung des dortigen Platzes“ durch ein „geschmackvolles Wohnhaus“⁷⁶. Die Armenholzvergabe wollte er in den Stadtgraben verlegen, so daß die Empfänger den zusätzlichen Vorteil hätten, „das gespendete Holz nicht aus der volkreichsten, von den wohlhabendsten Einwohnern bewohnten Mitte der Stadt heraus holen zu dürfen, sondern solches von der Menge ungemustert und unbemerkt durch Seiten-Straßen nach Hause bringen zu können“⁷⁶. Auch die Gemeindebevollmächtigten befürworteten einstimmig die „Erbauung eines neuen hübschen Gebäudes“⁷⁶. Nur dem blinden Zufall und der schlechten Wirtschaftslage war es zu verdanken, daß sich auch diesmal kein geeigneter Käufer fand.

Da fiel gerade noch zur rechten Zeit das Auge des bayerischen Königs Ludwig I. auf die Moritzkapelle: Bei einem Aufenthalt in Nürnberg 1828 äußerte er seine Absicht, eine staatliche Gemäldegalerie der altdeutschen Schule in Nürnberg zu gründen, und bestimmte als ihren Ort die Moritzkapelle, sofern die Stadt sie dazu herrichten lassen wolle⁷⁷. Ein solcher königlicher Wunsch wirkte damals Wunder: Der Magistrat ließ sogleich durch Karl Alexander Heideloff die Kapelle um 5330 fl. vollständig instandsetzen, und der kgl. Central-Galeriesdirektor v. Dillis beschleunigte die Einrichtung und Hängung so sehr, daß schon am 25. August 1829 der „königliche Bildersaal“ eröffnet werden konnte. Ein vorausgehender Zeitungsbericht, dessen Verfasser „es vergönnt war, sein Auge bereits an den Bildern zu weiden“, mag die Stimmung im Nürnberger Bürgertum andeuten: Nachdem man „seit geraumer Zeit nicht anders als mit wahrem Schmerz gewahr werden konnte, wie Jahr um Jahr Nürnberg, der alte Sitz deutscher Kunst, um manchen seiner früher ihm angehörigen Schätze ärmer wurde, . . . so muß es gewiß Jedem, der Sinn für das Schöne hat, erfreuen, daß durch die allerhöchste Huld Sr. Maj. des Königs ihr nach langer Frist, die mit nichts als Verlusten bezeichnet war, mit einemmale so eine wahrhaft preiswürdige Bereicherung zu Theil wird“⁷⁸.

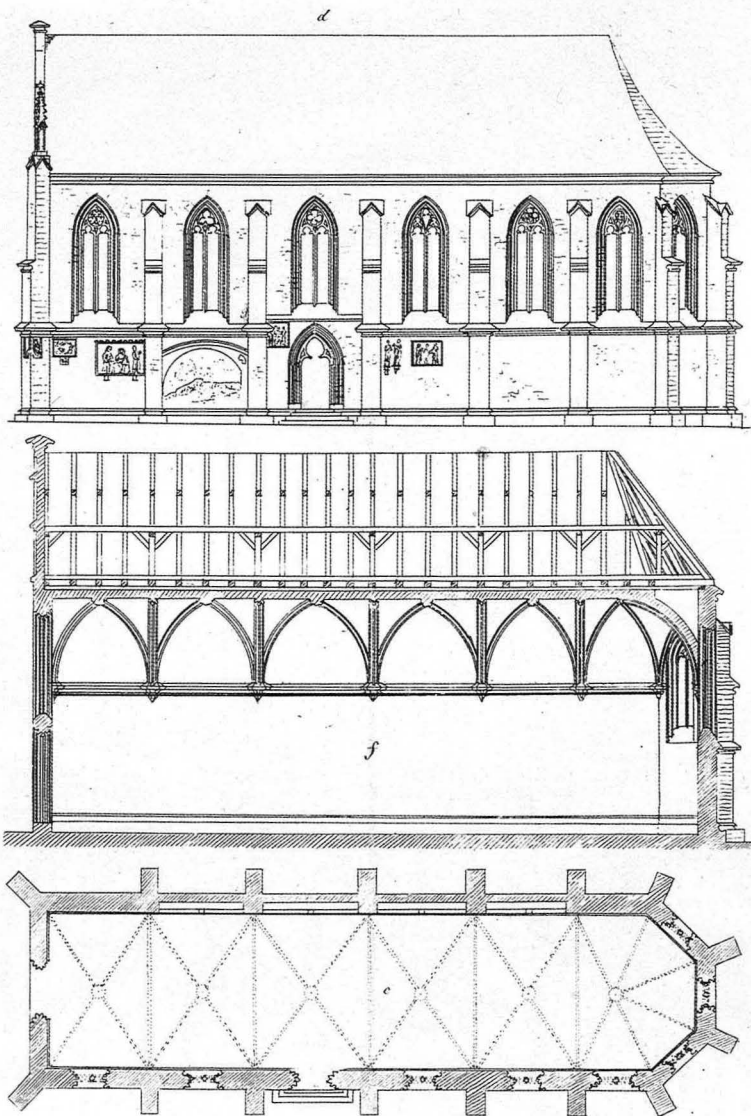
Tatsächlich hatte Nürnberg mit dem „Bildersaal in der Moritzkapelle“ sein erstes wirkliches Museum erhalten. Der Katalog nannte 141 Gemälde, die meist aus den vom König erworbenen Sammlungen Boisseree und Öttingen-Wallerstein stammten und der niederländischen, niederdeutschen und oberdeutschen Richtung angehörten. Unter den Künstlern befanden sich van Eyck, Holbein, Burgkmaier, Schäuffelein, Wolgemut, Cranach; Dürer (oder seine Werkstatt) war mit der Holzschuherschen Beweinung vertreten. Insgesamt kann man von beachtlicher Qualität sprechen, ohne daß weltberühmte Spitzenwerke herausragten. In der Darbietung folgte man noch ganz den fürstlichen Barockgalerien: Die Gemälde hingen eng und bis zu fünfmal übereinander, so daß beinahe der Eindruck eines bunten Wandteppichs entstand (Bild 12). Der Besuch war unentgeltlich jeden Mittwoch und Sonntag von 11 bis 1 Uhr möglich; außer der Zeit kostete der Eintritt 12 Kreuzer. Kinder und Hunde wurden in jedem Fall abgewiesen. Inmitten soviel neuer museumstechnischer Perfektion findet sich aber auch der geradezu idyllische Hinweis: „Wenn nicht offen ist, darf man nur hieneben im Glöcklein [= Bratwurstglöcklein] nach dem Aufseher fragen“⁷⁹. Der Mann muß demnach wohl einen beträchtlichen Teil seines Lebens im Wirtshaus verbracht haben.

Auch die Nürnberger, die nichts von Malerei verstanden, konnten schon im Vorbeigehen sehen, wie sehr sich die Moritzkapelle verändert hatte:

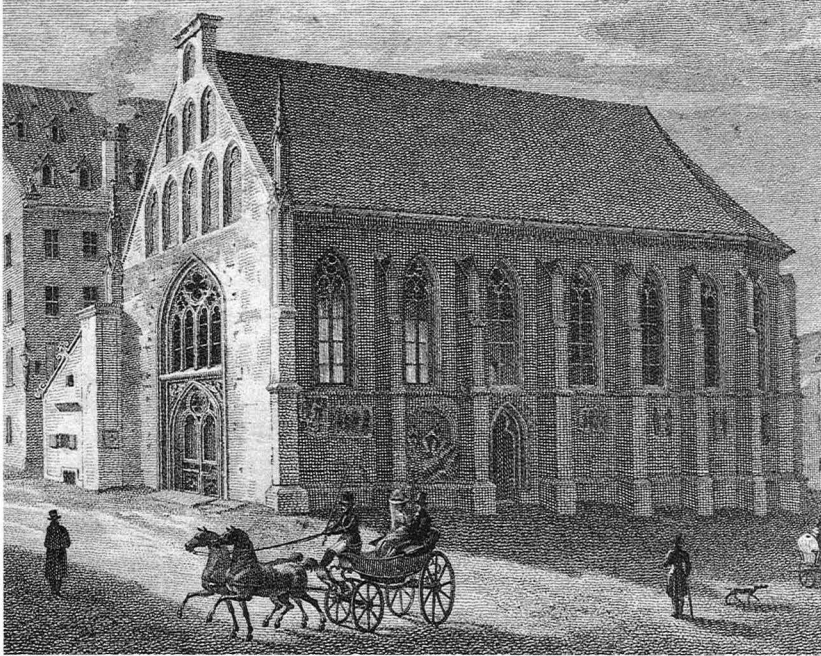


E. Wagner sc

Innre Ansicht der St Moritz Kapelle



13 Pläne Heideloffs für die Restaurierung 1828. Erste genauere Wieder-
 gabe der fünf Gewölbejoche und des Dachstuhl. Die Nordwand (f)
 ist bereits für die Bilder freigemacht, das Gesims neu eingezogen.



14 Die restaurierte Moritzkapelle nach einem Stahlstich 1829. Am Giebel (jetzt ohne Speicherluken und mit neuem Abschluß) und am Portal hat Heideloff besonders deutliche Spuren hinterlassen.

Die angebauten Ladenbuden auf der Süd- und Westseite waren gefallen, die abgewitterten Fialen hatten ihre zierlichen Spitzen zurückerhalten, und der zu einem Halbwalme verunstaltete Giebel stieg wieder in makelloser Regelmäßigkeit bis zur Spitze auf. Hatte sich schon bei diesem Giebel der Neugotiker Heideloff deutlich von dem überlieferten Zustand des 18. Jahrhunderts entfernt, so erlaubte ihm das seit langem verbaute Hauptportal an der Giebelseite einen vollständigen Neuentwurf. Im übrigen erhielt das ganze Gebäude einen frischen Anstrich (oder sogar Verputz?) mit aufgemalter Quaderung. Auch wenn als Farbe vermutlich Steingrau gewählt wurde, strahlte die Kapelle inmitten der altersdunklen Häuser wohl wie ein Juwel über den Platz. In dieser Form galt sie nun plötzlich innen und außen als Sehenswürdigkeit, die kein gedruckter Stadtführer mehr zu erwähnen vergaß (Bild 14).

Der „Königliche Bildersaal in der Moritzkapelle“ bestand mehr als fünfzig Jahre lang. Sein Katalog erlebte neun Auflagen⁸⁰, und sie zeigen, daß mit Ausnahme eines Zugangs⁸¹ von 21 Gemälden im Jahr 1875 die Gale-

rie während dieser langen Zeit völlig unverändert blieb. 1837 war zusätzlich für einige Monate Rauchs Modell für das Dürerdenkmal ausgestellt⁸². 1840 besserte man den von Verputz und Farbe schon wieder entblößten Sockel der Kapelle aus, weil ein Besuch des Königs bevorstand⁸³. Als in der Nacht vom 17. zum 18. Mai 1875 das Bratwurstglöcklein teilweise ausbrannte⁸⁴, erlitt auch das Kapellendach leichte Beschädigungen⁸⁵ – ein Warnungssignal angesichts der wertvollen Bilder, die zum Beispiel drei Wochen später der König von Schweden neben fünf anderen Sehenswürdigkeiten Nürnbergs zur Besichtigung auswählte⁸⁶. Im selben Jahr beschwerte sich aber auch eine verärgerte Briefschreiberin aus der Nachbarschaft über dauernde Verunreinigungen und üblen Geruch an der Nordostecke der Moritzkapelle, „an die sich regelmäßig die Besucher des Bratwurstglöckleins stellen“⁸⁷. Auch häufiges Kalkstreuen helfe dem Gestank nicht ab. Die zuständige Behörde⁸⁸ beschloß jedoch kühl: „Das Gesuch ist unberücksichtigt zu lassen, da nicht von kompetenter Seite gestellt“. Selbst ein Antwortbrief wurde für unnötig erachtet: Der Beschluß sei „bei etwaiger Anfrage der Bittstellerin mündlich zu eröffnen“⁸⁷. Für Bürokraten muß das 19. Jahrhundert wirklich ein Paradies gewesen sein.

Das an die Nordseite der Moritzkapelle angebaute Bratwurstglöcklein, das sich allmählich von einer jahrhundertealten bescheidenen Garküche zu einer Touristenattraktion entwickelte, machte noch mehrmals von sich reden – meist wegen insgeheimer Aushöhlung und Schwächung der Kapellenwand⁸⁹. Aber 1846 wäre es beinahe mit der ganzen malerischen Gruppierung von Kapelle und Bratwurstküche zu Ende gewesen: Der Wirt beantragte die Aufstockung um ein Obergeschoß, die ihm jedoch wegen Feuergefahr abgelehnt wurde. Seine Berufung an die Kreisregierung hatte insofern Erfolg, als man dort die Nürnberger Begründung für falsch erklärte und aufhob. Aber die Regierung lehnte das Gesuch nun ihrerseits ab, und zwar aus ästhetischen Erwägungen, da die „Giebelseite der schönen Moritzkapelle verunstaltet“ wird. Man empfahl, daß über einer etwas verkürzten Aufstockung „ein flaches Walmdach hergestellt wird, welch' letzteres am Gesimse mit kleinen Zinnen und Eckthürmchen oder niedriger durchbrochener Gallerie geziert werden kann“. Dazu sei ein „diesfälliges neues Baugesuch“ vorzulegen⁹⁰. Glücklicherweise gab daraufhin der Wirt entnervt auf.

Inzwischen war 1852 das Germanische Nationalmuseum gegründet worden und hatte 1857 im ehemaligen Kartäuserkloster eine zukunftsweisende Heimstatt erhalten. Die Sammlungen schlossen anfangs nur wenige Gemälde ein; Ankäufe aber erschienen gerade auf diesem Gebiet wegen der hohen Preise kaum möglich. Schon 1861 schlug deshalb Hans v. Aufseß seinem Gönner Ludwig I. vor, die in der Moritzkapelle



15 *Galerie und Bratwurstglöcklein in friedlicher Koexistenz um 1870.*

befindlichen Gemälde unter „Vorbehalt aller und jeglicher Eigenthums- und Dispositionsrechte . . . in einem mit dem germanischen Museum zusammenhängenden, doch in sich abgeschlossenen und allein für die königlichen Bilder bestimmten Galerielokale“ auszustellen⁹¹. Aus München kam allerdings eine Ablehnung. 1877 gelang es dann August v.

Essenwein, die wertvolle Gemäldesammlung der Stadt Nürnberg unter ähnlichen Bedingungen ins Museum zu bringen, und 1882 erreichten seine zähen Verhandlungen mit dem Staat ebenfalls ihr Ziel: Die Bildergalerie in der Moritzkapelle, die in ihrer engen, hohen Hängung und ohne das in modernen Galeriebauten übliche Oberlicht jetzt unzeitgemäß erschien, wurde geräumt und als Leihgabe in das Germanische Nationalmuseum überführt. Nach der dort doch noch durchgesetzten Neugruppierung aller Bilder ohne Rücksicht auf ihre Herkunft entstand der noch heute zu den Schwerpunkten des Museums zählende Gesamtbestand „altdeutscher“ Gemälde des 15./16. Jahrhunderts. Die Moritzkapelle hatte dazu einen wesentlichen Beitrag geliefert: Dürers „Holzschuhersche Beweinung“, mehrere Cranachs (unter anderem „Das ungleiche Liebespaar“ und „Christus und die Ehebrecherin“), Holbeins beide Madonnen, Altdorfers farbenglühende Szenen der Florianslegende und sein kleiner Kalvarienberg, aber auch namenlose Werke wie die Kölner „Madonna mit der Erbsenblüte“ sind Bilder, die jedem regelmäßigen Besucher vertraut und immer wieder einen Blick wert sind. Aber wieviele Nürnberger haben in den mehr als hundert Jahren seit 1882 überhaupt gemerkt, daß auch unsere Stadt eine sehr bedeutende Gemäldegalerie besitzt, die den Vergleich mit viel bekannteren Sammlungen aushalten kann?

Die leere Moritzkapelle stand ab März 1882 wieder uneingeschränkt der „Verwaltung des vereinigten protestantischen Kirchenvermögens in Nürnberg“ zur Verfügung. Wer aber glaubt, daß damit auch eine zukünftige kirchliche Nutzung gesichert gewesen wäre, der irrt sich: Zunächst einmal kam es zu einem erbitterten Streit innerhalb der protestantischen Institutionen⁹². Auf der einen Seite standen das Dekanat in Nürnberg und das Konsistorium in Ansbach, also die „Obrigkeit“ der evangelischen Kirche, auf der anderen Seite die etwas basisnähere Kirchenvermögens-Verwaltung, die nach einem Gesetz von 1836 den Kirchenbesitz rechtlich betreute und sich aus fünf Pfarrern, einem Vertreter des Magistrats und zehn gewählten Gemeindemitgliedern zusammensetzte⁹³. Vorsitzender war zu dieser Zeit der zweite Pfarrer von St. Lorenz, Johann Karl Konrad Heller. Während nun der Nürnberger Dekan Dr. Hartmann die Kapelle als würdigen Ort für die in der religiösen Not der Bevölkerung so wichtigen Bibelstunden beanspruchte und dafür eine Jahresmiete von 100 Mark anbot, erklärte die Kirchenvermögens-Verwaltung dies für ungenügend und schrieb die Kapelle zur kommerziellen Nutzung aus. Unter den Interessenten, die von einem Spielwarenmagazin bis zur Post(!) reichten, gab ein Antiquar mit 1500 Mark das höchste Gebot ab. Das Dekanat erhöhte nun seinerseits auf 500 Mark, fand aber aus „Rücksicht auf das finanzielle Interesse des Kirchenvermögens“



16 *Die Kapelle muß noch Galerie sein: An heißen Sommertagen sind zum Sonnenschutz der Gemälde die Rollos (siehe Bild 12) heruntergelassen. Links der Pfarrhof noch mit dem originalen Chörlein.*

keine Gnade und wandte sich daraufhin an das vorgesetzte Konsistorium in Ansbach, das am 6. April 1882 in sehr eindrücklichen Worten die Absicht des Dekans unterstützte. Die Kirchenvermögens-Verwaltung beharrte jedoch auf ihrer Ablehnung, weil sie es vor den Gemeindemitgliedern, vor allem im Falle einer Kirchenumlage, nicht verantworten könne, „sich die 1000 Mark entgehen zu lassen“. Schließlich sprach sich als Aufsichtsbehörde die vom Konsistorium eingeschaltete Regierung von Mittelfranken für eine kirchliche Nutzung aus, worauf die Kirchenvermögens-Verwaltung sogleich Beschwerde beim Staatsministerium des Innern in München einlegte. Dessen ausführliche, juristisch untermauerte Entscheidung vom 3. November 1882 gab der Kreisregierung – und damit dem Dekanat und dem Konsistorium – recht. Aber nicht einmal dieser endgültige Spruch brachte die unterlegene Verwaltung zum Schweigen: Sie schlug als Ausweg die kleine Wolfgangskapelle bei St. Egidien für die Bibelstunden vor, erklärte das Dekanat in dieser Frage für inkompetent und mußte sich am 27. Dezember 1882 vom Konsistorium „unberechtigtes und kaum entschuldbares“ Verhalten vorwerfen

lassen. Erst auf eine energische Aufforderung hin⁹⁴ wurden schließlich am 11. April 1883 die Schlüssel der Moritzkapelle dem Pfarramt St. Sebald übersandt, nicht ohne daß sich die sparsame Kirchenvermögens-Verwaltung vorher noch die Hälfte der Sammlungsgelder bei den Bibelstunden und die Genehmigung aller anderen Nutzungen vorbehalten hatte⁹⁵.

Für die Folge belebten nun neben den Bibelstunden (jeden Dienstag abends) tatsächlich viele weitere Veranstaltungen die Kapelle. Eine Luther-Gedächtnisfeier, die Christliche Sonntagsschule und die Vortragsabende des Gustav-Adolf-Frauenvereins folgten aufeinander. Auch Ausstellungen (eine Bibelschau und eine Sammlung von Modellen und Plänen der Sebalduskirchen-Restaurierung⁹⁶) fanden Platz. Der Kirchenmusikdirektor übte mit seinen Chorschülern, der Lehrergesangsverein hielt Proben für ein Brahms-Requiem am Reformationstag, der Kindergottesdienst bereitete seine Weihnachtsfeier vor, die Gesellschaft vom „Weißen Kreuz“ tagte und der Christliche Verein Gostenhof traf sich zu einer „Versammlung zur Weckung & Förderung der Keusch-



17

Ausstellung zum Abschluß der Sebalduskirchenrestaurierung 1905 in der Moritzkapelle. Früheste Abbildung des Innenraums. Links Blechrohr des erst nach 1882 eingebauten Kohleofens.

heit“. Abgewimmelt wurde dagegen ein Pfarrer aus Bochum, der hier Evangelisationen halten wollte, während man die Altkatholiken 1889 recht freundlich aufnahm: Sie durften jeden dritten Sonntag des Monats vormittags einen Gottesdienst feiern (und haben das, in den dreißiger Jahren sogar wöchentlich, bis 1944 so getan). In einem Schreiben vom 11. April 1889 rühmten sie „die ihnen bewiesene christliche Toleranz“ und „den Geist echt christlicher Liebe“ bei den Protestanten. Aber auch Rektor Dr. Wilhelm Vogt vom Realgymnasium hatte am 25. März 1897 Grund für ein freundliches Schreiben: „Im Namen meines Lehrerkollegiums und meiner Schule gestatte ich mir, einem kgl. Stadtpfarramt verbindlichsten Dank auszusprechen für die abermalige gütige Überlassung der St. Moritzkapelle, in der wir eine würdige Kaiser-Wilhelm-Feier begehen durften“⁹⁷.

Während dieser ganzen Zeit scheint die Ausstattung der Kapelle höchst spartanisch gewesen zu sein. Erst 1902(!) wurden die Innenwände von den verschlissenen stoffbespannten Holzverschalungen befreit, an denen früher die Gemälde hingen; dabei traten unter der Tünche die schon erwähnten gotischen Wandmalereien hervor. Wahrscheinlich handelte es sich bei diesen Arbeiten bereits um vorbereitende Schritte zu einer Gesamt-Restaurierung, die am 9. Januar 1903 beantragt und am 10. Juni 1903 vom Staatsministerium des Innern genehmigt wurde⁹². Dazu gab das königliche Generalkonservatorium (heute: Landesamt für Denkmalpflege) umfangreiche Hinweise, die sich unter anderem auf die Gestaltung der Außenmauern, den Ölberg, die Wetzrillen, die Reliefs und natürlich die Wandgemälde erstreckten. Beachtlich ist, daß man die auf 48000 Mark geschätzten Kosten allein aus freiwilligen Gaben aufbringen mußte; davon hatte der Fabrikbesitzer und ehrenamtliche Kirchen- und Armenpflegschaftsrat Jean Thäter⁹⁹, der überhaupt als treibende Kraft des ganzen Vorhabens gelten kann, Ende 1903 bereits 8300 Mark abgeliefert und sammelte eifrig weiter. Das bedeutete aber zwangsläufig eine jahrelange Pause, während der die Kreisregierung mehrmals ungeduldig nach dem Sachstand fragte. 1908 war dann soviel Geld gespendet, daß man wenigstens mit den Arbeiten am Außenbau zu beginnen wagte.

Das gesamte Vorhaben stand unter der Leitung des denkmalpflegerisch erfahrenen Kirchenbaumeisters Professor Josef Schmitz¹⁰⁰. Er ließ zunächst einmal alle Ergänzungen Heideloffs wieder abbrechen: Die obere Giebelpartie, die Fialen beiderseits davon, das Maßwerk im Westfenster und das Hauptportal. Alle diese Bauteile wurden möglichst „in der ursprünglichen Form“ erneuert oder aber schmucklos-zeitgemäß neugestaltet (wie die Eingangstür mit kupferbeschlagenen glatten Flügeln und einem Gemälde von Georg Kellner über dem Sturz). Der

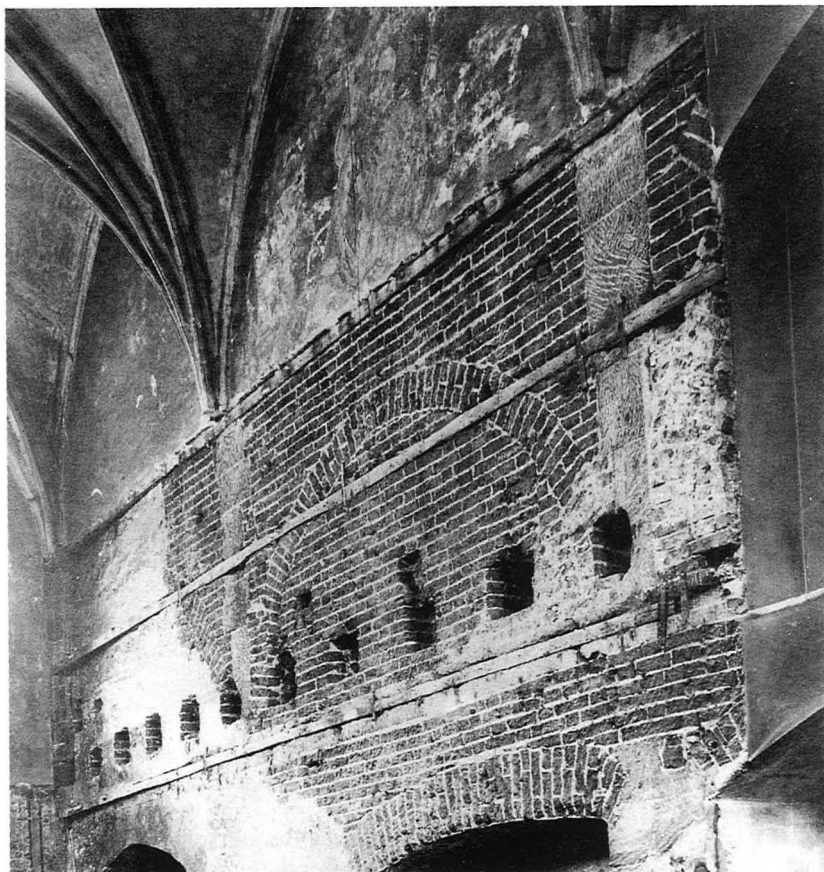


18 *Der freigelegte Chor mit der neuen Sakristei. Sie diente auch als der behördlich vorgeschriebene Notausgang. Aufnahme 1912.*



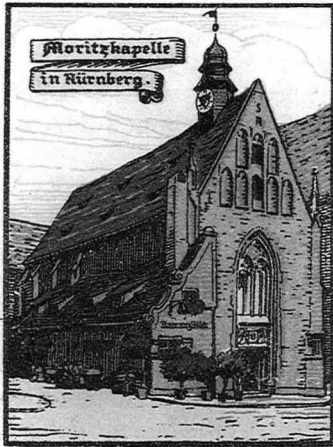
19 *Nürnberger Backsteingotik: Die Südwand nach der Freilegung. Die rechte der beiden Standfiguren ist der Prophet (siehe Bild 25/26).*

Ölberg erhielt wieder ein Dach wie auf dem Boenerschen Kupferstich und ein neues schlichtes Gitter. Am tiefgreifendsten war der Entschluß, alle Außenwände unverputzt zu lassen (Bild 19), nachdem man vorstehende, „beiderseitig zugeschnittene Mörtelfugen“ entdeckt hatte und daraus auf eine ursprüngliche Steinsichtigkeit schließen konnte. Das Generalkonservatorium stimmte der Freilegung ausdrücklich zu. In einem späteren Bericht heißt es: „Wohl machten sich zuerst Bedenken geltend, hier in der Umgebung von Sandsteinbauten unverputztes Backsteinmauerwerk stehen zu lassen, allein der Erfolg hat gezeigt, daß diese Art der Ausführung sich der Umgebung trefflich einpaßt“¹⁰¹. Bei aller wissenschaftlich-kritischen Grundhaltung gelangen aber dieser durchaus schon modernen Denkmalpflege der Vorweltkriegszeit auch Veränderungen und Neuschöpfungen oft erstaunlich gut – wie hier der Einbau einer Kleinst-Sakristei (Bild 18), die zwischen den zwei Chor-Strebepfeilern mehr gewachsen als entworfen wirkte.

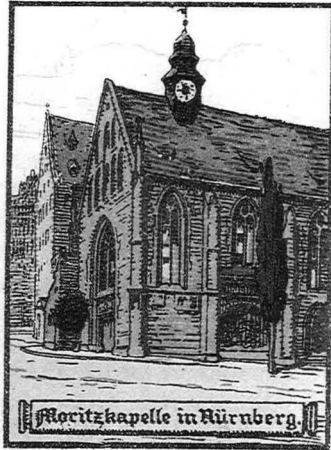


20 *Freigelegter Teil des Innenraums, 1902. Die abgeschlagenen Dienste und das Gesims zeichnen sich deutlich als Sandstreifen ab. Die rücksichtslos eingehauenen drei Holzstangen dienten zur Befestigung der Wandverschalung für die Gemälde. Die Balkenlöcher stammen von einer früheren Empore. Im Zwickel zwischen den Gewölberippen wird das Oberteil eines Wandgemäldes (Christophorus?) sichtbar.*

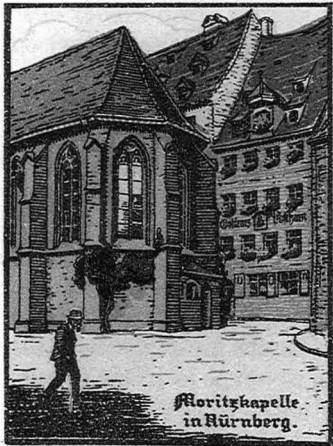
Unermüdliches Werben und Sammeln (Bild 21) reichte nicht aus, die Kosten für die Innensanierung aufzubringen, und so mußte 1912 eine neue Pause eintreten. Sie dauerte durch Krieg und Geldentwertung weit länger als gedacht. Währenddessen ließ sich der Kapellenraum in seinem unfertigen Zustand (Bild 20) nur behelfsmäßig nutzen.



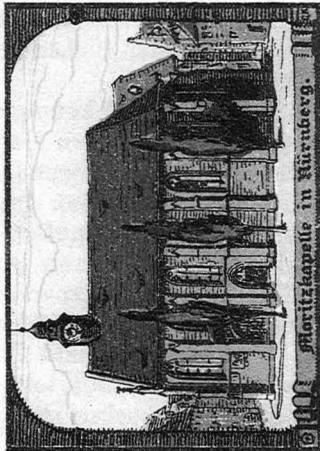
WOLFFMÜLLER & HAUPTMANN, NÜRNBERG.



WOLFFMÜLLER & HAUPTMANN, NÜRNBERG.



WOLFFMÜLLER & HAUPTMANN, NÜRNBERG.



Die Moritzkapelle ist ein interessantes Baudenkmal des 14. Jahrhunderts und enthält im Innern aus dieser Zeit wertvolle Wandmalereien. Nach wechselvollen Schicksalen wurde sie vor Verfall

durch eine Instandsetzung gerettet, die noch im Gange ist, u. zu der der Pfleger der Kapelle Fabrikbesitzer und kgl. bayr. Hofl. Jean Thäter in Nürnberg Ölberg 7/9 Spenden entgegennimmt.

Erst 1924 wurden die Pläne wieder hervorgeholt. Ganz anders als in der Vorkriegszeit aber übernahm jetzt die Stadt die gesamten denkmalpflegerischen Kosten von 26000 RM. Einzige Gegenleistung war die mietfreie Überlassung des Raums einmal in der Woche für einen Vortragsabend oder eine kulturelle Veranstaltung der Stadt, wenn Bedarf dafür bestand¹⁰². Durch diese großzügige Unterstützung konnten die Arbeiten schon 1925 zu Ende gebracht werden.

Mit der Nachbildung des 1828 abgeschlagenen Gesimses auf der Nordseite einschließlich der von dort zum Gewölbeanfang hinaufführenden Halbsäulen („Dienste“) und mit der völligen Freilegung der eigenartigen Wandnischen ringsum gewann die Kapelle ein kräftig gegliedertes Aussehen, das sie von anderen Nürnberger Kirchen unterschied (Bild 22). Der helle Putz, die Freilegung der sandsteinernen Fensterumrahmungen und die farbige Fassung der Schlußsteine und der Rippen in den Gewölbescheiteln unterstrichen die Schönheit des Raums. Um das Bruchstückhafte der Wandgemälde zu mildern, erhielten die Fehlstellen eine farblich angepaßte Tönung. Den in einer Nordwandnische entdeckten Rest eines Altars sollte eine neue Sandsteinplatte aufwerten. Über den Eingangsbereich spannte sich in verkürzter Form wieder eine Empore, die hier – durch Balkenlöcher beglaubigt – schon früher einmal bestanden hatte¹⁰³.

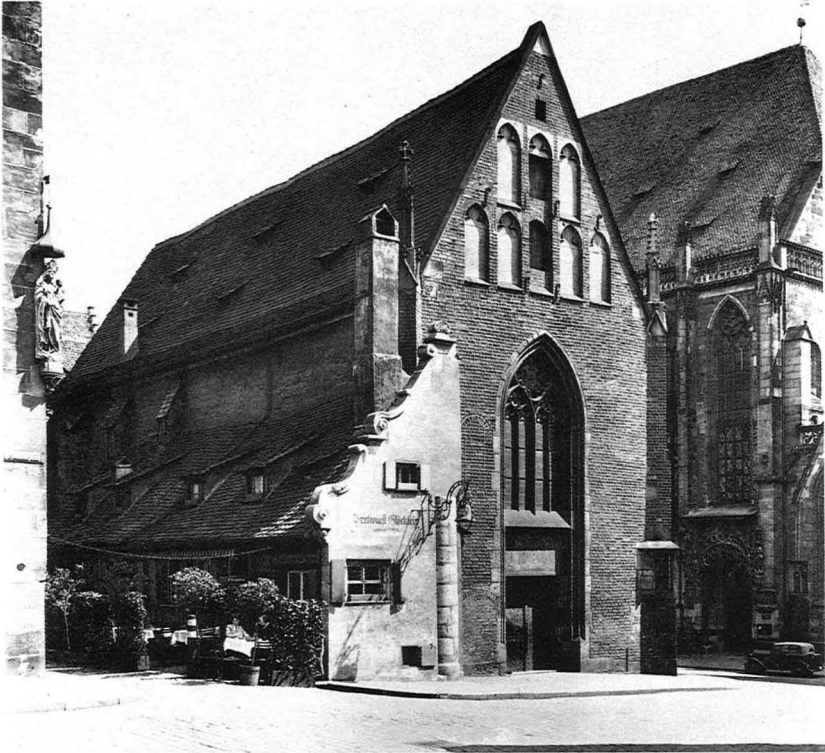
Am 20. September 1925 konnte die Gemeinde Einweihung feiern. Die Presse schrieb vom „neuen Gemeindesaal“¹⁰³, und dem entsprachen auch viele der Veranstaltungen, die sich jetzt wieder nachweisen lassen: Konfirmanden-Elternabend, Pastoralkonferenz, Kirchenvorstandsversammlung, Jungmädchentreffen, zahlreiche Gemeindeabende (oft mit Lichtbildern). Andere Nutzer deuten eher auf ein stadtweites Einzugsgebiet: Evangelische Elternvereinigung, Gustav-Adolf-Verein, Gesellschaft für innere und äußere Mission, Verein für bayerische Kirchengeschichte, Evangelischer Bund. Zuweilen fanden musikalische Veranstaltungen statt (Bach-Abend), seltener rein weltliche Vorträge (Deutscher Sprachverein)¹⁰⁴. Daneben muß es aber auch regelmäßige Belegungen gegeben haben. Zwar werden 1927 nachmittägliche Übungsstunden für das städtische Konservatorium wegen der dafür nötigen Umbauten abgelehnt, aber 1929 sind zwei Volkshochschulkurse nachweisbar, weil sie sich im eiskalten Januarwinter dieses Jahres über die schlecht geheizte Kapelle beschwerten¹⁰⁵.

Die Heizung blieb stets ein Schwachpunkt: War es zuerst ein Kohleofen mit sichtbarem eisernen Rohr, so folgte 1925 ein unterirdisch aufgestellter Warmluftofen, zu dem eine Treppe vor dem Seitenaltar hinabführte. 1938 beanstandete Dr. Friedrich August Nagel im Auftrag der Stadt die Verrußung der Wandgemälde und schlug eine elektrische Heizung vor.



22 *Das schlichte Innere 1935. Der Chor durch einen Vorhang abtrennbar. Links ist in der Nische der ehemalige Seitenaltar zu erkennen.*

Aber auch die Kirchenverwaltung St. Sebald forderte seit 1937 eine Erneuerung der an Wänden und Fußboden stark abgenützten Kapelle, die neben ihren gemeindlichen und allgemein-kirchlichen Aufgaben „in steigendem Maße dem kulturellen Leben der Stadt zu Konzerten u. a. zur Verfügung gestellt wird“, weil sie sich „nach allgemeinem Urteil für derartige Veranstaltungen hervorragend eignet“. Im einzelnen wurden das Konservatorium, das Volksbildungswerk (früher Volkshochschule) und im Jahr 1939 sogar Laienspiele genannt¹⁰⁵.



23 *Aus dem Idyll von 1935 (oben) wird der Steinhausen von 1944 (rechts)*

Man sollte meinen, daß der im selben Jahr ausbrechende Krieg alle solchen Zukunftshoffnungen abwürgte. Aber weit gefehlt: Es wurde ungerührt weitergeplant. 1940 empfahl das Landesamt für Denkmalpflege die Tieferlegung des Fußbodens (außer im Chor), die Pflasterung mit handgefertigten Ziegelplatten, die Entfeuchtung der Südseite und die künstlerische Gestaltung der Wandleuchten. Wenig später hieß es, daß die Arbeiten im Gange seien und der Chor um zwei Stufen höher gelegt werde. Gleichzeitig entstand ein Streit um die Neuentwürfe für Altar und Kanzel, die das Landesamt in Holz, die Nürnberger jedoch in Stein gestaltet sehen wollten. Wieviel von diesen großzügigen Vorstellungen noch Gestalt annahm, ist nicht zu klären. Sicher ist nur, daß 1940 bei Steinmeyer in Oettingen eine Orgel bestellt wurde, weil das „ungenügende Harmonium“ zur Führung des Gemeindegesangs nicht mehr ausreichte und außerdem eine Übungsmöglichkeit für Organistenschüler geschaffen werden sollte. Im Dezember 1941, ein Jahr vor der Kata-

strophe von Stalingrad, konnte die Gemeinde das fertige Werk einweihen. Es besaß 13 Register und war von dem späteren Kirchenmusikdirektor Ehrlinger disponiert, während Prospekt und Gehäuse von dem Münchener Bildhauer Hans Miller stammten. In seinem Festvortrag erwähnte Pfarrer Veit das mittelalterliche „Orgelein“, das nun in verbesserter Form wiedergekehrt war, und gab der Hoffnung Ausdruck, daß die Moritzkapelle „weiterhin, wie bisher in ihrer Geschichte, der Kirche und der weltlichen Kunst dienen“ werde¹⁰⁵.

Sie hatte dazu gerade noch zweidreiviertel Jahre Zeit. Der 3. Oktober 1944 war ein grauer, trüber Herbsttag. Um 10.53 Uhr heulten die Sirenen, wie schon so oft, eine Minute lang an- und abschwelkend „Fliegeralarm“ über die Stadt. 454 amerikanische 4-mot-Bomber mit starkem Jagdschutz flogen den LS-Ort an. Als um 11.17 Uhr die ersten Bomben fielen, wurde zur Gewißheit, daß Nürnberg das Ziel des Angriffs war. Durch die Wolken hindurch, nur auf das Radarbild in den Pfadfindermaschinen und deren Leucht- und Rauchmarkierungen gestützt, bombardierten die in sieben bis acht Kilometer Höhe fliegenden „Flying Fortresses“ das Stadtgebiet¹⁰⁶. Eine der 500 oder 250 kg schweren Sprengbomben, die wahllos und unberechenbar in das Häusermeer einschlugen, traf die Moritzkapelle. Sie zerbarst im Bruchteil einer Sekunde zu einem wirren, unkenntlichen Haufen aus Steinen, Balken und Staub.



Die Altstadt, die bisher bei den englischen Nachtangriffen schon zahlreiche, aber im ganzen immer noch verstreut wirkende Schäden erlitten hatte, war nun erstmals entsprechend der amerikanischen Taktik mit massierten Sprengbombenabwürfen auf engem Raum („Bombenteppichen“) belegt worden. Schwerpunkte zeichneten sich am Egidienberg, am Albrecht-Dürer-Platz und in Plärrernähe ab. Obwohl auch zahlreiche Brandbomben fielen, waren für solche amerikanischen Angriffe statt hohler, ausgebrannter Fassaden eher zertrümmerte, halb oder ganz zusammengestürzte Ruinen charakteristisch. Zwischen ihnen blieben aber mindestens ebensoviele unversehrte Häuser stehen. So war es auch rund um die Moritzkapelle, deren Nachbarbebauung sich trotz Druckschäden voll erhalten hatte. Genau zwei Monate später bewiesen dann die Engländer, daß das Feuer, das älteste Zerstörungsmittel der Menschheit, immer noch das wirksamste war: Sie verbrannten die ganze Osthälfte der Altstadt, ungefähr bis zur Moritzkapelle reichend, restlos und flächendeckend zu Schutt und Asche. Der Trümmerhaufen der kleinen Kapelle ging in der unabhäbaren Trümmerlandschaft des Nürnberger Stadtverbens von 1945 unter.

Was ist nach all dem von der Moritzkapelle übriggeblieben? Vorsorgliche Bergungsmaßnahmen gab es bei der einfachen Innenausstattung nicht. Ob von den Reliefs an den Außenmauern Gipsabdrücke genommen wurden, ist nicht mehr feststellbar; auf jeden Fall hat sich eine Kopie des Propheten, der wertvollsten Figur (Bild 25), im Magazin des Germanischen Nationalmuseums erhalten. Der von den Altstadtffreunden vorsorglich angefertigte Abguß (Bild 26) wartet noch auf eine sinnmäßige Aufstellung.

Einer der Teppiche der Familie Stark, die im 17./18. Jahrhundert in der Moritzkapelle hingen, soll sich als Bruchstück in den Kunstsammlungen auf der Harburg befinden¹⁰⁷. Dagegen ist die 1812 auf das Türmchen der Johanniskirche¹⁰⁸ gebrachte Glocke der Moritzkapelle von 1626 offenbar nicht mehr vorhanden¹⁰⁹, obwohl dort im Krieg kein Schaden entstand.

Geblichen ist aber auch die (manchmal) bewegende Kraft der Erinnerung: Das Wissen von einer Baugruppe, wie sie einprägsamer kaum sein konnte, und von einer vollkommenen Platzharmonie, die der Pfarrkirche erst ihre wirkliche Größe gab und den versunkenen Friedhof noch ahnen ließ.

Die jetzige Fläche erinnert dagegen eher an die schematischen Freistellungen großer Dome im 19. Jahrhundert. Alle bisherigen Vorschläge, daran etwas zu ändern, konnten nicht überzeugen: Vom Neubau einer Bratwurstküche¹¹⁰ (die nur die kommerziell nutzbare Tradition des früheren Anbaus fortgeführt hätte) bis zur mehr oder weniger deutlichen

Der
wissende,
zukunfts-
kundige Pro-
phet ist ein
letzter indi-
rekter Rest
der Moritz-
kapelle:
Links das mit
der Kirche
zerstörte
Original,
rechts der
Abguß vom
Abguß bei
den Altstadt-
freunden.



25

26 →

Sichtbarmachung der Grundmauern¹¹¹ (was eher Archäologie als räumliche Gestaltung einer Stadt wäre).

Gerade wenn man die Grundsätze des Nürnberger Wiederaufbaus – keine Rekonstruktionen, aber maßstäbliche Anpassung – für richtig hält, wird man vor diesem gähnenden Loch in einem rundum fest und kraftvoll geprägten Stadtbild unsicher. In München hat man den alten Rathausturm, über dessen Ort drei Jahrzehnte lang die Straßenbahn fuhr, präzise wieder aufgebaut: Weil sein langes Fehlen die Gewissheit brachte, daß der Marienplatz ohne diesen Turm immer unvollständig bliebe. Ähnlich hat man in Trier am Marktplatz den hochragenden Bau der „Steipe“ wiederhergestellt, auf deren planierter Fläche nach der Zerstörung Cafe-Tische standen. Grund war auch hier die Vervollständigung eines unverzichtbaren Stadtraums, der nur diese eine Fehlstelle



27 *Dieselbe Stelle wie auf Bild 23. Ist die Weite ein Fortschritt?*

aufwies. Die Steipe ist inzwischen sogar schon zu Briefmarkenehren gekommen, und der Münchener Rathausurm zieht Prospekte und Plakate. Solche erfolgreichen und von niemand mehr in Frage gestellten Lückenschlüsse – von denen es noch eine ganze Anzahl gibt – machen nachdenklich.

Während ich diese Zeilen vor dem Druck noch einmal überlese, bringt die Zeitung eine neue Meldung aus Dresden. Ein international bekannter Musiker und Initiator einer Gesellschaft, die inzwischen zwölf Millionen Mark für den Wiederaufbau der Frauenkirche gesammelt hat, hebt die Zahl der Menschen hervor, die sich für dieses Baudenkmal begeistern, während „viele westdeutsche Städte ihre historische Identität verloren, weil sich niemand dafür eingesetzt hat“¹¹². Zu diesen Städten will Dresden nicht gehören.

Und Nürnberg? mag sich mancher fragen, wenn er das obige Bild betrachtet und vier Seiten zurückblättert.

Anmerkungen:

StAN = Staatsarchiv Nürnberg; AvN = Stadtarchiv Nürnberg; LkA = Landeskirchliches Archiv Nürnberg; MVGN = Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg.

- ¹ NZ 13. Januar 1993 (das vorausgehende Zitat, wie angegeben, einen Monat später).
- ² Als erster hat bisher der kurz zuvor nach Nürnberg berufene neue Baureferent Professor Walter Anderle dieses Tabu angesprochen.
- ³ Einzige kurze Behandlung bisher durch Karl Kohn: Die Umgebung von St. Sebald im Mittelalter. In: 600 Jahre Ostchor St. Sebald. Neustadt 1979. Seite 67-79; hier 69/70. – Beim „Bratwurstglöcklein“ gestreift von Fritz Traugott Schulz: Nürnbergs Bürgerhäuser und ihre Ausstattung. Leipzig und Wien 1909-1933. Seite 310-319.
- ⁴ StAN, Rst. Nürnberg, MA 1992, Urkunde 254 (vor 1992: Hauptstaatsarchiv München). Eine Abschrift des nicht leicht lesbaren Textes: AvN, F 5, Nr. 1/I.
- ⁵ Vorgeschrieben auf dem 4. Laterankonzil 1215. – Am besten informiert Arnd Müller: Geschichte der Juden in Nürnberg 1146-1945. Nürnberg 1968. Die neueste Veröffentlichung: Juden in Nürnberg. Herausgegeben von der Stadt Nürnberg 1993.
- ⁶ Vgl. dazu Karl Kohn (wie Anmerkung 3), Seite 72, Fußnote 36.
- ⁷ Satzungsbücher und Satzungen der Reichsstadt Nürnberg aus dem 14. Jahrhundert. Bearbeitet von Werner Schultheiß (= Quellen zur Geschichte und Kultur der Stadt Nürnberg. Band 3, Lieferung 1). Nürnberg 1965. Seite 121 (77a) und 122 (78). Die Textstellen lauten: „daz kain burger mit pfragenkaufe sten sol auf dem kirchofe noch auf dem Milchemarkt; si suln iren pfragenkauf vaile haben vorne an dem markt“ und „daz nieman sol furbas kain ungeworht haut und kain ungeworht vel vaile haben auf dem kirchofe“. Ungewor(c)ht heißt unbearbeitet, roh; mit Pfragenkauf könnte zu dieser Zeit noch allgemein Klein- und Kleinstverkauf gemeint sein. Die Verbote würden sich dann nur gegen mehr oder weniger ungeordneten Handel richten, während der Verkauf in den Buden nicht betroffen wäre.
- ⁸ Andreas Würfel: Dipticha ecclesiarum ... Nürnberg 1779. Beschreibung der übrigen Kirchen, Klöster und Capellen. Seite 141.
- ⁹ Schulz (wie Anmerkung 3), Seite 312.
- ¹⁰ Die Chroniken der deutschen Städte, Band 10 (= Nürnberg, Band 4). Leipzig 1872; Nachdruck Stuttgart 1961. Seite 121.
- ¹¹ Ebenda, Band 3 (= Nürnberg 3). Leipzig 1864; Nachdruck wie oben. Seite 154.
- ¹² Wilhelm Kraft (Fränkischer Kurier vom 22. Januar 1936); Kurt Pilz.
- ¹³ Sie beruhen im wesentlichen auf der Autorität Mummenhoffs, der das alte Rathaus – wie schon Müllner im 17. Jahrhundert – mit dem Tuchhaus gleichsetzte und dessen Erbauung erst nach 1313 für schwer vorstellbar hielt. Als Ausweg bot er für den Standort der Moritzkapelle eine Verwechslung des „Tuchhauses“ mit dem „Schuhhaus“ südlich der Frauenkirche an, wobei er Meisterlins „auf dem Salzmarkt“ großzügig zu „im Salzmarktviertel“ umdeutete (Das Rathaus in Nürnberg, 1891, Seite 1-3 einschließlich der Anmerkungen, vor allem Nr. 5). Die Annahmen Mummenhoffs haben seit der Identifizierung des späteren Waagamtsgebäudes in der Winklerstraße mit dem alten Rathaus durch Karl Kohn (wie Anmerkung 3, Seite 76) stark an Überzeugungskraft verloren.
- ¹⁴ Nürnberger Urkundenbuch, Nr. 278. Die entscheidende Stelle: „... bona sua videlicet macellos, curtes et alia ... sita infra stratam publicam et ecclesiam sancti Mauricii“. Im mittelalterlichen Latein kann „infra“ jedoch auch dasselbe wie „intra“ (innerhalb, zwischen) bedeuten. Außerdem müßte, zumindest nach 1241, die Stadtmauer zwischen Tuchgasse und Pegnitz verlaufen sein.
- ¹⁵ Johannes Müllner: Die Annalen der Reichsstadt Nürnberg. Herausgegeben von Gerhard Hirschmann (= Quellen zur Geschichte und Kultur der Stadt Nürnberg, Band 8). Teil 1. Nürnberg 1972. Seite 311. – Das Hausbuch der Mendelschen Zwölfbrüderstiftung zu Nürnberg. Herausgegeben von Wilhelm Treue und anderen. Textband. München 1965. Seite 7. – Das Zitat: Wie die folgende Anmerkung.
- ¹⁶ AvN, E 1 (Genealogische Papiere), Mendel.

- 17 Theodor Aign: Die Ketzeln. Neustadt / Aisch 1961. (Mit einem kommentierten Abdruck des Tanzstatus Seite 103-118; hier Seite 106).
- 18 Treue (wie Anm. 15), Seite 7/8 und 31. Zitat: Müllner (wie Anm. 28), Seite 8.
- 19 Wilhelm Deinhardt: Dedicaciones Bambergenses. Freiburg 1936. Seite 31/32.
- 20 Nach Deinhardt stand der Wenzels- oder Katharinenaltar „in den Schwibogen“.
- 21 Der nachfolgende Pfarrer Brandtner „zog sie mit gewalt auff die Pfarr St. Sebaldt, Königund Altar ... Aber von rechts wegen solte man dieselbe Meß singen in St. Moritzen Capellen“: StAN, Rep. 52a (Nürnberger Handschriften), Nr. 327, Blatt 50^r. Diese Nachricht und viele weitere über die Kapelle und ihre Ausstattung bringen, teilweise verkürzt, auch die Handschriften 115, 190, 313, 333 und 381 sowie ein kleiner Band in AvN, E 1, Mendel. Die erstgenannte Quelle bezeichnet sich als eine Abschrift aus den Mendelschen „Stieffungen“, gehört jedoch, wie alle anderen, erst dem 16./17. Jahrhundert an.
- 22 Die zugehörige Pfründe wurde nach dem Tod des letzten Altaristen Jörg Kepner an das Landalmosenamt übergeben. Sie umfaßte einen Hof und fünf Güter in Röttenbach (beim Hemhofen), Seukendorf, Petersgmünd, Ebenried, Fernabrünst und Höfen. Die jährlichen Gülten (= Grundrenten) ergaben: 19 1/2 Simra Korn, 8 Simra Hafer, 6 Herbsthühner, 7 Fastnachtshennen, 115 Käse, 160 Eier, 4 Fuder Rüben, 16 Eimer Kraut und 5 fl. an Geld. Johann Winkler: Der Güterbesitz der Nürnberger Kirchenstiftungen unter der Verwaltung des Landalmosenamtes im 16. Jahrhundert. MVGN 47 (1956), Seite 160-296; hier Seite 188. – Nach den Forschungen von Karl Kohn übernahm 1522 Andreas Osiander (!) diese Pfründe von Hans Oberndorffer (AvN, Zinsmeisteramt Nr. 58, Blatt 9). Der letztere war 1521 als „vicarius zu s. Moritzen“ gestorben (Totengeläutbuch St. Sebald).
- 23 Müllner (wie Anmerkung 15). Genauer: Mehrere der Quellen von Anmerkung 21.
- 24 Albert Gümbel: Das Mesnerpflichtbuch von St. Sebald in Nürnberg (= Einzelarbeiten aus der Kirchengeschichte Bayerns, Band 11). München 1929. Seite 26, 30 u. 33.
- 25 Ebenda Seite 34 (zweimal) u. 33. Auch zu Wentzelai steht: „Man leut kirwei dobei“.
- 26 Ebenda Seite 26 und 33 (jeweils Fußnote).
- 27 Erich Freiherr v. Guttenberg und Alfred Wendehorst: Das Bistum Bamberg (= Germania sacra). Teil 2. Berlin 1966. Seite 283.
- 28 Dargestellt nach Johannes Müllner: Die Annalen der Reichsstadt Nürnberg v. 1623. Herausgegeben v. Gerhard Hirschmann (= Quellen zur Geschichte und Kultur der Stadt Nürnberg, Band 11). Teil 2. Nürnberg 1984. Seite 135/136. Dazu auch Erich Mulzer: Nbg. Hundert Bilder und hundertmal Geschichte. Nürnberg 1970, Text 6.
- 29 Bekannteste Ausnahme: Die Mauritiuskapelle a. d. (danach benannten) Moritzberg.
- 30 Hugo Kehrer: Das König Wenzel-Fresko in der Moritzkapelle zu Nürnberg. Monatshefte f. Kunstwissenschaft 5 (1912), S. 65. – Wilhelm Schwemmer: Zwei Fresken der Luxemburger in Nbg. Blätter für deutsche Landesgeschichte 114 (1978), S. 539-545.
- 31 In Nürnberg meist Sümmer genannt; ein Getreidemaß, etwa 4 1/2 Zentner.
- 32 AvN, Lib.lit. J/2, Blatt 147^r (Insert). Siehe dazu auch F 5, Nr. 1/1.
- 33 LkA, Vereinigtes Kirchenvermögen, Nr. 184, Blatt 99/100 (alte Zählung!).
- 34 Ebenda, Blatt 66 bis 101 (alte Zählung). 21 der Lampen in der Kirche brannten Tag und Nacht, 12 nur nachts; eine weitere nur am Tag.
- 35 Müllner (wie Anmerkung 15), Seite 312.
- 36 Johann Ferdinand Roth: Geschichte und Beschreibung der Nürnbergischen Kathause ... Nürnberg 1790. Seite 146. Ähnlich die Quellen nach Anmerkung 21.
- 37 LkA, Nürnberg St. Sebald, Nr. 252, Blatt 2^r von vorn. Als weiterer Lagerort für Getreide wird noch „bei dem pecken“ genannt. Das Salz lag „auf der schul“.
- 38 Ebenda, Blatt 18^r von rückwärts (= Ausgaben!).
- 39 Ebenda, Blatt 7 von vorn.
- 41 Zu den zwei folgenden Absätzen Gerhard Pfeiffer: Entscheidung zur Reformation. In: Nürnberg – Geschichte einer europäischen Stadt. München 1971. Hier S. 149-151.
- 42 StAN, Rep. 60a (Ratsverlässe), Nr. 716, Blatt 17^r. Abgedruckt bei Gerhard Pfeiffer: Quellen zur Nürnberger Reformationsgeschichte (= Einzelarbeiten aus der Kirchengeschichte Bayerns, Band 45). Nürnberg 1968. Seite 80.

- 43 StAN, Rep. 51 (Ratsschlagbücher), Nr. 5, Blatt 26'. Abgedruckt bei Pfeiffer (wie vorige Anmerkung), Seite 239/40. Der Ratschlag nennt als Ort zwar „Meryenkirche“ (so nach Pfeiffer; Schreibung jedoch nicht eindeutig, siehe das o im vorletzten Wort des Zitats „wohl“); angesichts des vorausgehenden Ratsverlasses und der engen Bindung der Mendel an die Moritzkapelle kann es sich aber nur um diese handeln.
- 44 Vergleiche Matthias Simon: Evangelische Kirchengeschichte Bayerns. Nbg. 1952.
- 45 StAN, Rep. 60a (Ratsverlässe), Nr. 1055, Blatt 23' = 9. Oktober 1550.
- 46 Die drei auszugsweise zitierten Ratsverlässe vom 2. Dezember 1526 sowie 22. März u. 5. April 1527 durch Mummenhoff abgedruckt in den MVGN 30 (1931), Seite 305f.
- 47 StAN, Rep. 60a (Ratsverlässe), Nr. 1395, Blatt 32.
- 48 Ebenda, Blatt 34'.
- 49 Johann Christian Siebenkees: Materialien zur Nürnberghischen Geschichte, 2. Band. Nürnberg 1792. Seite 593-596. – Nach der Zeidlerschen Chronik (StAN, Rep. 52a, Nr. 481; Blatt 117') mußten sie noch zusätzlich einzeln den Verstorbenen anrufen.
- 50 AvN, B14/IV, Nr. 1 (sogenanntes „Wandelbuch“ von etwa 1560); Blatt 329'.
- 51 Dazu Karl Kohn: Historische und bauliche Bemerkungen zum sog. Leistenkeller (früher Herrenkeller) am Weinmarkt. MVGN 55 (1967/68), Seite 332-336.
- 52 StAN, Rep. 60a (Ratsverlässe), Nr. 1392, Blatt 47.
- 53 StAN, Rep. 52a, Nr. 52 (Lüdersche Chronik, Band 7), Blatt 351/352.
- 54 Der Neubau des Bognerhauses 1536 mit Flachziegeln: MVGN 55 (1967/68), S. 319.
- 55 Scheune 1924 mit Hohlziegeln: Nürnberger Altstadtberichte 14 (1989), Seite 81.
- 56 StAN, Rep. 60a (Ratsverlässe), Nr. 1859, Blatt 6.
- 57 Lüdersche Chronik (wie Anmerkung 53), Blatt 399.
- 58 StAN, Rep. 60a, Nr. 1861, Blatt 12. Zur Miststatt besser Lüder Blatt 389'.
- 59 Ebenda Nr. 1859, Blatt 6 (Ratsverlaß vom 19. Juli 1611).
- 60 Lüdersche Chronik (wie Anmerkung 53), Blatt 352'/353.
- 61 Ebenda Blatt 359: noch umfassender 395'/396 und besonders 398.
- 62 Max Herold: Alt-Nürnberg in seinen Gottesdiensten. Gütersloh 1890. Seite 107f.
- 63 Würfel (wie Anmerkung 8), Seite 143.
- 64 Zeidlersche Chronik (wie Anmerkung 49), Blatt 192.
- 65 LkA, Taufbuch St. Sebald, 10. November 1731.
- 66 Lüdersche Chronik (wie Anmerkung 53), Blatt 304'-322'.
- 67 StAN, Rep. 21, S 2, Nr. 311, prod. 1; bzw. Nr. 153, prod. 1 (Zitat).
- 68 StAN, Rep. 60a (Ratsverlässe), Nr. 4432, Seite 50, Verlaß 820.
- 69 StAN, Rep. 21, S 2, Nr. 311, prod. 3. Die Lage der Wohnung ist ein Rätsel.
- 70 StAN, Rep. 21, S 2, Nr. 153, prod. 4.
- 71 Ebenda prod. 3. Weitere Einschränkung: Die Gräber in der Kapelle dürfen nur mit Vorwissen des Kirchenamts geöffnet oder ausgefüllt werden, wobei die Gebeine im „Bein Häußlein der St. Sebalds Kirche“ untergebracht werden sollten. – Über die damalige Ausstattung berichtet Christoph Gottlieb von Murr: Beschreibung der vornehmsten Merkwürdigkeiten in der Reichsstadt Nürnberg. 2. Auflage 1801. Seite 73-75. Genannt werden ein Altar (in der Mitte eine geschnitzte Kreuzigung, auf den Flügeln unter anderem St. Ladislaus, St. Sebastian und St. Georg), einige Glasgemälde und fünf sehr große Wandteppiche (davon zwei mit dem Wappen der Stark).
- 72 StAN, Rep. 60a (Ratsverlässe), Nr. 4432, Seite 75, Verlaß 845 vom 13. 8. 1806.
- 73 StAN Rep. 21, S 2, Nr. 311, prod. 4
- 74 Karlheinrich Dumrath: Nürnberger Kirchen ohne Transzendenz. MVGN 47, S. 463f.
- 75 Carl Mainberger: Neues Taschenbuch von Nürnberg. Nürnberg 1819. Seite 48.
- 76 AvN, C 7/VIII, KR 3520. Die Zitate aus prod. 7, 14 und 12 (in dieser Reihenfolge).
- 77 Nach Johann Paul Priem: Geschichte der Stadt Nürnberg. Nürnberg 1875. Seite 430/431. – Ausführlicher bei Wilhelm Schwemmer: Aus der Geschichte der Kunstsammlungen der Stadt Nürnberg. MVGN 40 (1949), Seite 97-206; hier Seite 145/146. – Nationalmuseum (wie Anmerkung 91), Seite 588/89.
- 78 Der Korrespondent von und für Deutschland; 5. August 1829. Enthalten in: StAN, Rep. 246, Nr. 455. Freundlicher Hinweis von Herrn Kurt Müller. – Über eine gänzlich andere Einstellung berichtet Nationalmuseum (wie Anmerkung 91), Seite 588.

- 79 StAN Rep. 246 (Akademie der bildenen Künste), Nr. 455.
- 80 Der königliche Bildersaal in der St. Moritzkapelle zu Nürnberg. Nürnberg 1829, 1832, 1834, 1837, 1841, 1846, 1860 (Titel leicht abgewandelt, Inhalt und Stiche unverändert). – F. Reber: Katalog der K. Gemälde-Galerie in der St. Moritzkapelle. München 1878 und 1880. Völlig neuer Katalog mit 162 (statt vorher 141) Nummern.
- 81 Diese Bilder waren der Rest der seit 1833 nicht mehr zugänglichen „Burggalerie“.
- 82 StAN Rep. 246, Nr. 460. Freundlicher Hinweis von Herrn Kurt Müller.
- 83 LkA, KV, Fach 65, Lit. M, Nr. 4 (Schreiben des Magistrats vom 31. August 1840).
- 84 Fränkischer Kurier 18. 5. 1875 (Nr. 248). Wiederaufbaubeginn: 29. Mai (Nr. 270).
- 85 LkA (wie Anm. 83). Die k. Brandversicherung zahlte im Dezember rund 10 Mark.
- 86 Fränkischer Kurier 7. Juni 1875 (Nr. 285).
- 87 LkA, KV, Fach 65, Lit. M, Nr. 4 (21. September bzw. 4. Oktober 1875).
- 88 Die Verwaltung des vereinigt protestantischen Kirchenvermögens in Nürnberg.
- 89 Es gibt einen ganzen Akt darüber: LkA, KV, Fach 65, Lit. M, Nr. 7.
- 90 LkA (wie Anmerkung 83), 22. März 1846 ff. Die Zitate: 29. August 1846.
- 91 Hierzu und zum folgenden: Das Germanische Nationalmuseum Nürnberg 1852-1977. München und Berlin 1978. Seite 590-597. – Wilhelm Schwemmer (wie Anmerkung 77), hier Seite 134-152.
- 92 Alle Angaben dieses Absatzes: LkA, KV, Fach 65, Lit. M, Nr. 4 (chronologisch).
- 93 Johann Wilhelm Hilpert: Geschichte der Entstehung und Fortbildung des protestantischen Kirchenvermögens der Stadt Nürnberg. Nürnberg 1848.
- 94 Auf Bitte des Konsistoriums setzte die Regierung am 9. März vier Wochen Frist.
- 95 Auf das Geld wurde am 6. Februar 1894, auf die Genehmigungen (teilweise) am 19. März 1885 verzichtet.
- 96 (Emil Reicke:) Die Sammlung technischer Modelle und Pläne zu den Wiederherstellungsarbeiten an der Sebaldus- u. Lorenzkirche i. der Moritzkapelle. Nbg. 1905.
- 97 Alle Angaben dieses Absatzes aus dem Pfarrarchiv St. Sebald, Nr. 304.
- 99 Er wohnte Ölberg 7/9 und betrieb dort eine Spiel- und Metallwarenfabrik. Sein Sohn war der spätere Tiergartendirektor Dr. Karl Thäter. Siehe dazu auch Nürnberger Altstadtberichte 5 (1980), Seite 75/76.
- 100 Geboren 1860 in Aachen. Seit 1888 Bauleitung bei der großen Restaurierung der Sebalduskirche unter Hauberisser, seit 1902 allein verantwortlich. 1903 auch mit der Restaurierung der Lorenzkirche beauftragt. Neubauten u.a. Peterskirche (1901) und St. Anton in Gostenhof (1911). 1923 Ernennung zum Dombaumeister für die Instandsetzung der Dome in Bayern. Gestorben 1936 in Nürnberg.
- 101 Die Moritzkapelle in Nürnberg. Die Denkmalfpflege, Jahrgang 19 (1917), Seite 60-62. – Aus diesem Aufsatz die meisten Angaben über die Restaurierung.
- 102 Pfarrarchiv St. Sebald, Nr. 305: Vertrag vom 30. Juli 1925, unterzeichnet von Oberbürgermeister Dr. Luppe. Für die vereinbarten Abende waren nur die Unkosten zu zahlen. Weitere Abende konnten gegen eine Miete von 45 RM (Sommer) oder 85 RM (Winter) belegt werden. Alle Veranstaltungen mußten dem evangelisch-christlichen Charakter der Kapelle entsprechen.
- 103 Fränkischer Kurier, 19. September 1925 (gute Zusammenfassung). Pfarrarchiv.
- 104 Pfarrarchiv St. Sebald, Nr. 305: Liste für die Jahre 1925-1928.
- 105 Alle Angaben: Pfarrarchiv St. Sebald, Nr. 305 (chronologisch geordnet).
- 106 Unter Verwendung einiger Angaben aus Georg Wolfgang Schramm: Bomben auf Nürnberg. München 1988. Seite 118-129. Siehe auch Erich Mulzer: Die Zerstörung der Nürnberger Altstadt im Luftkrieg. Nürnberger Altstadtberichte 4 (1979), Seite 45-74; hier 56-61. Auf Seite 58 ein sehenswertes Foto der zerstörten Moritzkapelle.
- 107 Leonie von Wilckens: Die Teppiche der Sebalduskirche. In: 600 Jahre Ostchor St. Sebald. Neustadt/Aisch 1979. Seite 133-142; hier 141 (mit Bild).
- 108 Max Herold: Die St. Johanniskirche in Nürnberg. Erlangen 1917. Seite 85.
- 109 Deutscher Glockenatlas, Band 3 Mittelfranken; 1973. Seite 309-310.
- 110 Nürnberger Nachrichten, 1951. Nummer 42, Seite 7.
- 111 Zum Beispiel Nürnberger Zeitung 10. und 11. März 1983, 6. September 1986.
- 112 Nürnberger Nachrichten, 26. Februar 1994, Seite 26.

Baubiologie, Ökologie und Handwerkstechnik bei der Sanierung des Hinterhauses Bergstraße 23

Michael Taschner

Im Vorgriff auf die Gesamtanierung des Anwesens Bergstraße 23, das 1983 von den Altstadtfreunden geerbt worden war, wurde 1990/91 dessen Hinterhaus instandgesetzt. Es befand sich in einem völlig verfallenen und desolaten Zustand. Da das Bewohnen dieses kleinen, in einen engen Hinterhof eingezwängten Gebäudes unzumutbar gewesen wäre, kam von vornherein nur eine Lager- oder Werkstattnutzung in Frage.

Bei einer solchen Nutzung und bei der Kleinheit und Überschaubarkeit des Hinterhauses bot sich der Gedanke an, hier baubiologische und ökologische Grundsätze zu berücksichtigen und probeweise zu verwirklichen. Außerdem sollte der Einsatz alter Handwerkstechniken, der bei den Altstadtfreunden immer angestrebt wird, hier besonders konsequent verfolgt werden.

Das begann bereits, als der Bautrupps der Altstadtfreunde in Samstags-einsätzen das Dach abdeckte und die Gefachmauerungen aus den Fachwerkwänden entfernte: Alle noch verwendbaren alten Dachziegel sowie sämtliche gut erhaltenen Mauerziegel wurden gereinigt und in die Scheune Zirkelschmiedgasse 30 gebracht. Dort soll allmählich ein Lager alter Baumaterialien (zum Beispiel handbehauene Holzbalken, handgestrichene Dachziegel, Mauerziegel vom Klosterformat bis Reichsformat) entstehen.

Dieses Sammeln alter Baumaterialien kann nicht nur das Wachsen der Schuttdeponien verlangsamen, sondern auch die Umwelt von Schadstoffen entlasten, denn jeder wiederverwendete Ziegel muß nicht mehr unter Energieeinsatz neu hergestellt und transportiert werden.

Als der Statiker zur Entlastung des Erdgeschosses den zeitweiligen Abbau der Fachwerkwände des ersten Obergeschosses forderte, erfolgte dies durch Lösen und Entfernen der Holznägel ohne jede Verwendung einer Säge. Vorher war das Fachwerkgefüge fotografiert und jeder Balken durch ein Metallplättchen mit gestanzter Nummer genau bezeichnet worden. Der spätere Zusammenbau bereitete dann keinerlei Probleme.

Bei der Freilegung der Fundamente traten stellenweise alte Fußböden zutage. Für die Altstadtfreunde war es eine Selbstverständlichkeit, sofort das Landesamt für Denkmalpflege, Abteilung für Vor- und Frühgeschichte, zu verständigen. Dessen Grabungen sind an anderer Stelle in diesem Heft beschrieben. Da die Personaldecke des Landesamtes dünn war, wurde es von fachkundigen Mitgliedern der Baugruppe unterstützt. Der Einsatz aller Beteiligten konnte aber nicht verhindern, daß die Bauarbeiten einige Zeit ruhten.

Nachdem die archäologischen Ausgrabungen abgeschlossen waren, befand sich im Inneren des Hinterhauses auf fast der ganzen Grundfläche eine tiefe Grube. Sie wurde nach Ende der Fundamentarbeiten mit Sand aufgefüllt. Anschließend stellte sich die Frage nach der Gestaltung des Fußbodens.

Aus baubiologischen Gründen wurde dabei eine Alternative zur üblichen Stahlbetonplatte als Fußboden-Tragschicht gesucht. Man erinnerte sich, daß in Nebengebäuden früher des öfteren Lehmfußböden eingebaut waren. In Scheunen sind sie zum Teil heute noch erhalten. Es wurde daher beschlossen, auch hier einen Lehm Boden einzubringen, allerdings nicht als Oberbelag, sondern als Tragschicht für ein Ziegelpflaster. Ein solcher Aufbau ist bisher noch nicht bekannt geworden und muß als Versuch betrachtet werden.

Der Lehm hat gegenüber einer Stahlbetonplatte einige entscheidende Vorzüge: Er ist ein reines Naturprodukt, sein Wärmedämmwert ist höher, und er verhält sich feuchtigkeitsregulierend. Seine Belastbarkeit ist sicher geringer als die von Beton, aber sie reicht bekanntlich sogar für befahrbare Tennenböden aus. Nachteilig sind jedoch die hohen Verarbeitungskosten beim Einbau.

Der ausgeführte Boden setzt sich aus vier Schichten zusammen: Der vorhandenen Sandeinfüllung, einer 25 cm starken Lehmschicht, einem vier cm dicken Mörtelbett aus Traßzementmörtel und einem Pflaster aus Klinkersteinen. Auf das Einbringen einer Trennschicht (Folie, Bitumenbahn) zwischen Sand und Lehm wurde bewußt verzichtet, um die feuchtigkeitsregulierende Eigenschaft des Lehms zu erhalten. In das Mörtelbett wurde ein dünnes Edelstahlgewebe eingelegt, das Risse verhindern und kleine Bewegungen aufnehmen soll.

Der Lehm kam von einem Langenzener Ziegelwerk trocken und in Klumpen auf die Baustelle. Er mußte von Arbeitern zunächst zerkleinert und dann sorgfältig mit Wasser und Sand vermischt werden, so daß er sich am Ende in einem erdfuchten Zustand befand. Die Beigabe des Sandes war deshalb erforderlich, weil fast jeder Lehm zu fett ist, das heißt, einen zu hohen Tonanteil besitzt. Dieser Tonanteil muß unter 10% gesenkt werden, was man durch die Sandbeigabe erreicht. Ein solcher

Magerlehm hat den Vorteil, keine so großen Schwundrisse wie fetter Lehm zu bilden.

Die Arbeiter brachten den erdfeuchten Lehm in Lagen von 5 bis 10 cm Dicke ein und verdichteten ihn lagenweise mit einem Handstamper. Die Oberfläche wurde waagrecht abgezogen und zum schnelleren Austrocknen mit einem Rechen gelöchert. Entstehende Risse öffnete man keilförmig und goß sie mit zähflüssigem Lehm aus. Der gesamte Austrocknungsvorgang dauerte drei Monate; anschließend konnte das Mörtelbett für das Klinker-Pflaster aufgebracht werden.

Heute, also nach drei Jahren, sind am Fußbodenaufbau noch keinerlei Schäden feststellbar. Selbst ein Rohrbruch im Vorderhaus, der das Erdgeschoß des Rückgebäudes 5 cm hoch unter Wasser setzte, beeinflusste

1



*Fußboden:
Klinker im
Mörtelbett über
Lehm-Trag-
schicht. Neue
Bohlentüre mit
geschmiedeten
Beschlügen.
Balken deckend,
Bretterdecke
lasierend mit
reinen Natur-
farben gestrichen.*

den Boden nicht. Die Mieterin der Schneiderwerkstatt fühlt sich nach ihrem Bekunden in dem Raumklima des Hauses sehr wohl. Dazu trägt sicher auch der unkonventionelle Fußboden seinen Teil bei.

Beim weiteren Ausbau des Hauses wurde fast ausschließlich Mauerwerk aus normalformatigen Ziegeln (in den Außenwänden: Poroton-Ziegel) verwendet. Kunststoffe wurden, abgesehen von der Elektroinstallation, einzelnen Abflußleitungen und einer Abdichtung, vollständig vermieden. Zur Verkleidung der Dachschrägen wählten wir Holzwolle-Leichtbauplatten, die gegenüber den normalerweise angewandten Gipskarton-Platten baubiologisch deutlich überlegen erschienen.

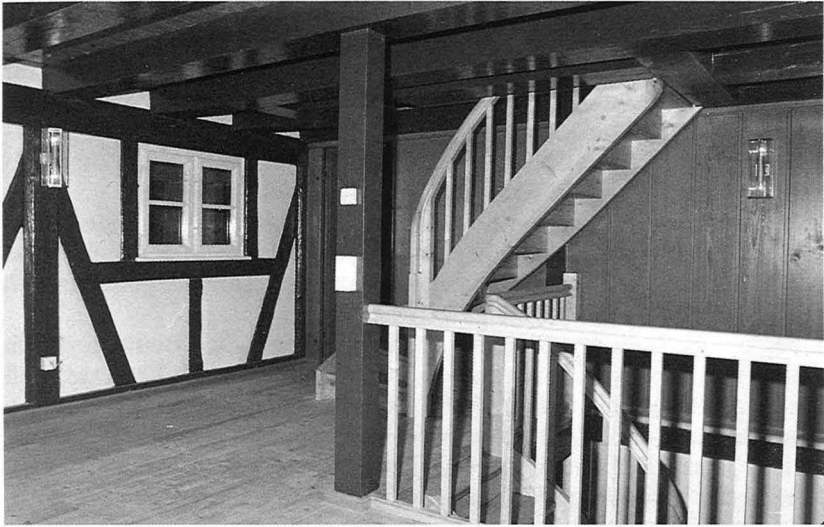
Der im ganzen Haus ausschließlich verwendete Traßkalkmörtel und Traßkalkputz (Traß ist ein vulkanisches Eruptivgestein) zeichnet sich unter anderem dadurch aus, daß bei ihm Spannungsrisse weitgehend vermieden werden, er aber dennoch dieselbe hohe Dampfdiffusionsfähigkeit wie reiner Kalkmörtel besitzt.

An älteren Handwerkstechniken ist das Beimischen von Schweineborsten in den Unterputz zu erwähnen, das die Elastizität erhöhen und Risse vermeiden soll. Sämtliche Putze wurden mit der Hand aufgetragen und der Oberputz mit einem Holzbrett zusammengerieben. Als Putzträger auf den Holzwolle-Leichtbauplatten diente ein Ziegeldrahtgewebe aus nichtrostendem Stahldraht.

Selbstverständlich wurde auch die westliche Sandsteinquaderwand handwerksgerecht bearbeitet: Nicht mehr brauchbare Steine fanden durch wiederverwendete Quader aus Abbruchhäusern Ersatz, bei nicht so tief reichender Zerstörung genügte ein Zurücktreiben um 12 bis 16 cm und die Ergänzung durch eine massive Sandsteinplatte. Da der heimische Sandstein für solche Arbeiten immer schwerer erhältlich ist, sollte das (früher selbstverständliche) Recycling dieses kostbaren Naturmaterials dadurch unterstützt werden, daß jede Abbruchgenehmigung das fachgerechte Abtragen von Sandsteinquadern und ihre Verbringung auf einen zentralen Lagerplatz zwingend vorschreibt.

Die westliche Sandsteinwand war gut gegründet; dagegen mußte das Sandstein-Sockelmauerwerk auf der Nord- und Ostseite mit einem Ziegelstein-Fundament unterfangen werden. Als der Statiker empfahl, auch im Süden – wo bisher die Grenz wand des Hofes den Abschluß des Hauses darstellte – eine eigene Wand zu errichten, hätte diese im Fundamentbereich natürlich ebenfalls als Ziegelmauerwerk erstellt werden können. Die Kosten erwiesen sich jedoch hier wegen der tiefen Ausgrabung als so schwerwiegend, daß an dieser einzigen Stelle ein Stahlbetonfundament eingebracht wurde.

Die Nutzung des Hauses als Werkstätte und Lager erlaubte es, in den Oberstockwerken mit einem einfachen Bretterboden über den Decken-



2



3

Obergeschoß: Bretterfußboden, stehende Bohlenwand, Verbundfenster mit Reiber-Verschluß. Die Deckenbalken neu, das übrige Fachwerk alt. Übermäßiger Glanz der Naturfarben!

Erdgeschoß: Klinkerfußboden. Außenwände u. Deckenbalken unverändert.

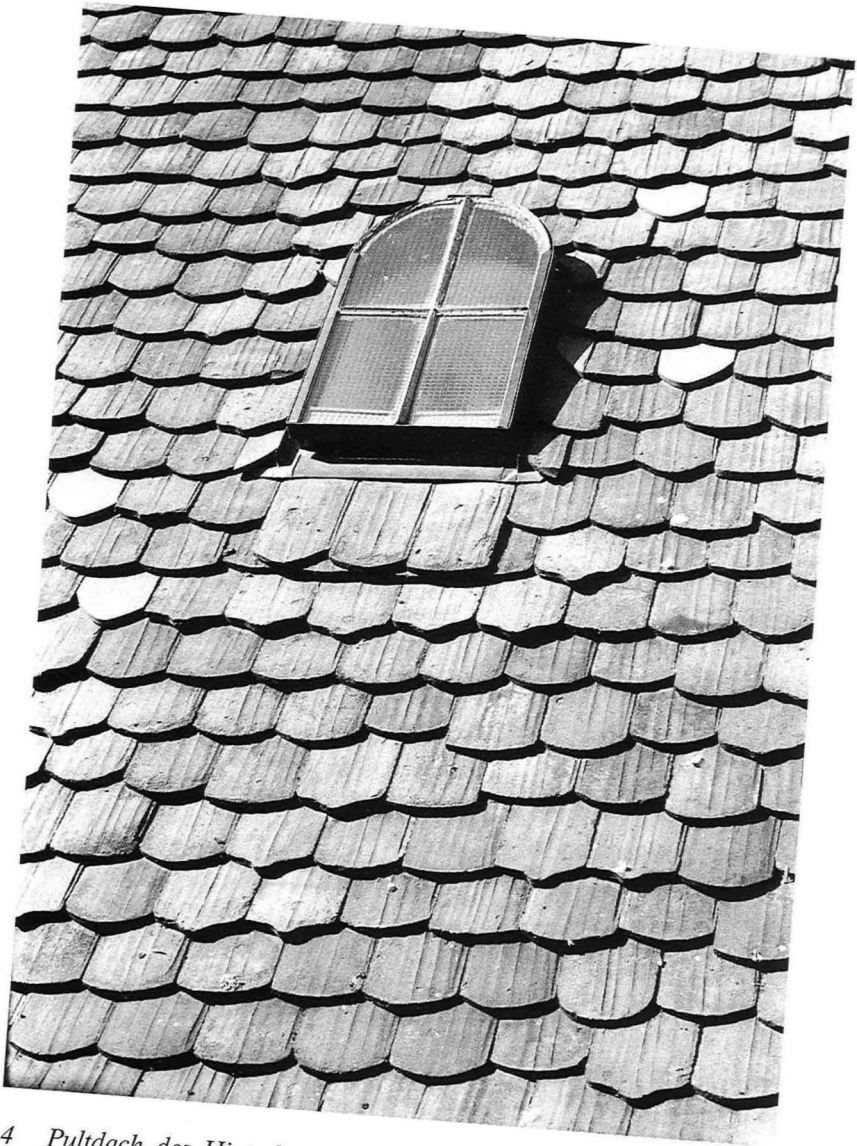
balken auszukommen. Auf Fehlboden-Füllmaterial und Estriche konnte also verzichtet werden; die gesamte Konstruktion blieb, wie früher, aus Holz. Lediglich im Sanitärraum mußte der Holzboden über einer Bitumenschweißbahn einen Gußasphaltestrich erhalten. Andererseits wurden dort die Wand- und Bodenfliesen nicht – wie heute allgemein üblich – aufgeklebt, sondern in alter Weise in einem Mörtel-Dickbett verlegt. Kunststoffhaltige Klebstoffe waren hiermit überflüssig.

Zur Dachdeckung dienten ausschließlich alte handgestrichene Biber-schwanzziegel unterschiedlicher Formen. Sie waren von der Baugruppe aus verschiedenen Orten in Samstageinsätzen zusammengetragen und von Moos und Mörtel gereinigt worden.

Über die ökologischen Vorteile der Verwendung alter Baumaterialien wurde schon berichtet. Hier sei jedoch zusätzlich noch bemerkt, daß eine Dachfläche, die mit den alten Ziegeln gedeckt ist, ungleich lebendiger und abwechslungsreicher wirkt als ein neues, gleichmäßig rot gefärbtes Dach. Die vielfältige Gliederung eines alten Ziegeldaches gehört zu den besonderen Reizen eines historischen Bauwerks.

Dem stehen aber auch gewisse Probleme gegenüber. Sie beginnen schon bei der Verwendung verschiedener Formate, die sich wegen ihrer unterschiedlichen Längen und Breiten nicht immer optimal überdecken. Des weiteren liegen alte Ziegel nicht so plan aufeinander wie neue, so daß ein starker Wind den Schnee und den Regen leichter in den Dachraum treiben kann. Das tritt besonders am Neigungsknick des Daches an den oberen Enden der Aufschieblinge ein. Schließlich sind bei alten Ziegeln öfters Brüche zu beobachten. Sie entstehen wohl dadurch, daß die Ziegel bei den heute vorherrschenden flacheren Neigungen mit ihrem Gewicht stärker aufeinander drücken, während sie bei den früheren Steildächern fast nur an den Dachlatten hingen. Diesen Druck, für den sie nicht bemessen waren, halten schwächere alte Ziegel nicht aus. Es empfiehlt sich also aus allen diesen Gründen, Altziegel nur bei steileren Dachneigungen von wenigstens 40 Grad zu verwenden. Das Pultdach des Hinterhauses mit 39 Grad stellt in dieser Hinsicht schon einen Grenzfall dar.

Bei den anschließenden Anstricharbeiten stand von vornherein die Verwendung baubiologisch unbedenklicher Farben fest. So wurden sämtliche Putzflächen innen und außen mit reinen Silikatfarben der Firma Keim („Purkristallat“) gestrichen. Sie haben gegenüber den Dispersionsfarben den Vorteil, daß sie sich mit dem mineralischen Untergrund verbinden und keine Haut bilden; außerdem besitzen sie eine sehr hohe Dampfdurchlässigkeit und sind aus rein mineralischem Material hergestellt. Bei den Holzanstrichen ist zwischen „deckend“ und „lasierend“ zu unterscheiden. Einen deckenden Anstrich erhielten die Decken-



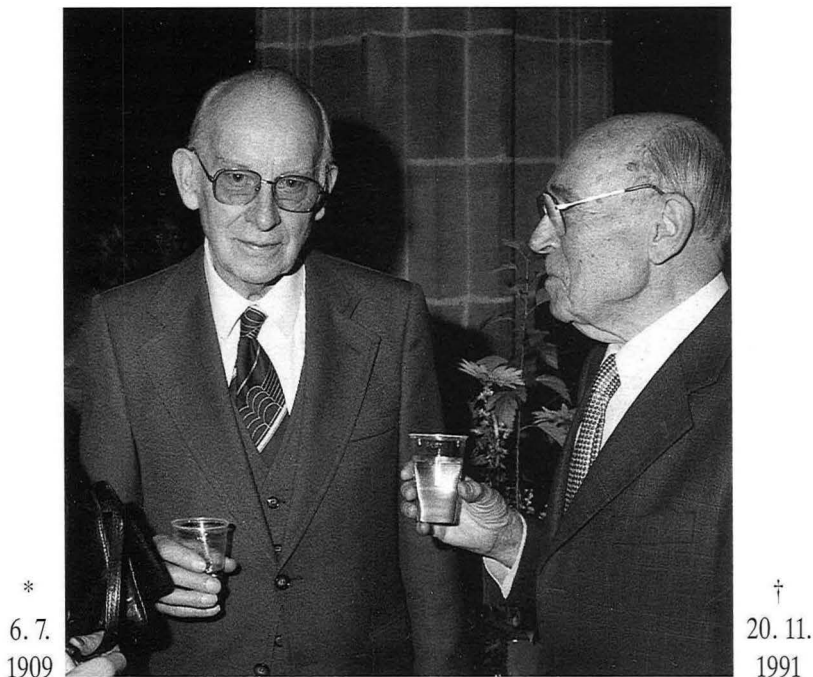
- 4 Pultdach des Hinterhauses mit Altziegeln. Verschiedene Formen, aber alle mit den Fingerabstrichen auf der Oberseite („handgestrichen“). Die vier glatten und helleren neuen Ziegel sind bereits Ersatz. Das segmentbogige Dachfenster mit Kreuzsprosse neu entworfen und in Kupferblech ausgeführt.

balken, die Fenster, die Türen im Dachgeschoß, die Eisenteile sowie die Fachwerkhölzer auf der Innen- und Außenseite. Gestrichen wurden sie mit einem Naturharzöllack von der Firma Auro, der aus reinen Naturprodukten besteht und zum Beispiel Leinöl, Zitruschalenöl, Erd- und Mineralpigmente enthält. In ähnlicher Weise erhielten die Felder zwischen den Deckenbalken, das Haustor und die hölzerne Zwischenwand im 1. Obergeschoß einen Anstrich mit einer Naturharzöllasur. Die natürliche Zusammensetzung dieser Farben ist der entscheidende Vorteil gegenüber Alkydharz- oder Dispersionslackfarben bzw. -lasuren. Es soll aber nicht verschwiegen werden, daß die verwendeten Naturfarben mindestens doppelt so teuer sind. Außerdem erzeugen die Naturlacke eine auffallend glänzende Oberfläche, während mit den üblichen Lackfarben auch ein seidenmatter Effekt erzielt werden kann. Andererseits kommen Naturfarben nicht nur dem Menschen, sondern ohne Zweifel auch den Materialien im Haus zugute.

Zusammenfassend kann man feststellen, daß es möglich ist, ein Haus unter fast ausschließlicher Verwendung baubiologisch unbedenklicher Materialien wie Lehm, Traßkalkmörtel, Mauerziegel, Holz und Naturharzölfarben zu sanieren. Auch die Wiederverwendung gebrauchter Baustoffe ist durchführbar. Ebenso bereitet es keine unüberwindlichen Schwierigkeiten, ältere Handwerkstechniken (wie das Beilen von Hölzern, das Auftragen des Putzes von Hand oder das Mauern der Fundamente) weiterhin zu nutzen.

An ihre Grenzen stößt eine derartige Sanierungsweise aber wegen der Kosten. Sie konnten bei dem modellartigen Vorhaben in dem kleinen, überschaubaren Hinterhaus in Kauf genommen werden, lassen sich aber im größeren Rahmen nicht im selben Maß tragen. So ist es zum Beispiel im Vorderhaus mit seinen großzügigen Sanitärräumen in jedem Stockwerk nicht mehr möglich, die aufwendige Dickbettverlegung der Fliesen zu wiederholen. Auch technische Forderungen (Trittschalldämmung, Abdichtung gegen Feuchtigkeit) können dazu zwingen, Baustoffe mit chemischen Bestandteilen zu verwenden. Trotzdem hat das Pilotprojekt im Hinterhaus viele Alternativen aufgezeigt und zum Nachdenken angeregt.

Daß apparently nur die Altstadtfeunde bereit sind, ein solches unscheinbares Hinterhaus – das jeder andere vermutlich abgerissen hätte – in dieser Weise zu sanieren, wußte vielleicht auch Frau Münch, weil sie uns ja das ganze Anwesen vererbt hat. Ihr Wunsch war, daß es restauriert und einer vernünftigen Nutzung zugeführt wird. Mit dem bisherigen Ergebnis würde sie sicher zufrieden sein. Wir danken Frau Münch für das Erbe und werden versuchen, auch im Vorderhaus ihren letzten Wunsch zu erfüllen.



Sechs Jahrzehnte Arbeit für die Altstadt Zum Gedenken an Julius Lincke

Das Bild zeigt ihn links – schlank und hager – neben seinem vier Jahre älteren früheren Vorgesetzten Heinz Schmeißner. Es war der 29. Oktober 1987 in der Rathaushalle, die Altstadtfreunde feierten ihr 5000. Mitglied, und irgendwo in der Menge plauderten die beiden großen alten Männer aus dem Bauhof, in denen sich ein gut Teil städtebaulichen Gestaltungswillens der Nürnberger Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegszeit verkörpert.

Neben dem Ur-Nürnberger Schmeißner steht also Julius Lincke – der Münchner in Nürnberg. Oder noch seltener: Der Münchner, der bei uns Wurzeln schlug und Überzeugungs-Nürnberger wurde. Dabei kam er nur durch Zufall hierher: Nach dem Architekturstudium in München und Wien und dem Diplom bei German Bestelmeyer 1933 schickte man den frischgebackenen Referendar nach Nürnberg, und das hiesige Landbauamt leitete ihn gleich auf die Kaiserburg weiter, deren Wiederherstel-

lung im alten Zustand Professor Rudolf Esterer bis zum Reichsparteitag 1934 bewältigen sollte. Lincke stürzte sich in die ungewohnte Arbeit, er schlug sogar sein Bett auf der Baustelle auf (im Fachwerkzimmer über dem inneren Burgtor), und Esterer wurde nach Bestelmeyer sein zweiter prägender Lehrer: die Hochschätzung des Handwerklichen, die fachgerechte Gründlichkeit, aber auch das einfühlsame Hineindenken in die Absichten der alten Meister hat er hier gelernt und verinnerlicht.

Seine Leistung blieb nicht unbemerkt, und bald bot ihm die Stadt eine Stelle in ihrem Amt für Denkmalpflege an. Dort hat Lincke – zuerst als Mitarbeiter und ab 1937 als Leiter – seine eigentliche Berufung gefunden. Die Zeitgenossen staunten, wie die Altstadt von Jahr zu Jahr heller aufleuchtete: Fachwerke wurden freigelegt (am Ölberg und in der Wunderburgasse in ganzen Gruppen), abscharrierter Sandstein strahlte warmrot, Schaufensterfronten wandelten sich in Rundbögen, das Heilig-Geist-Spital erhielt nach 200 Jahren sein Türmchen wieder und das Neutor seine Brücke. Die Rodung des Stadtmauerdschungels, die Sanierung des Heilig-Geist-Spitals, der Umbau der Kaiserstallung zur Jugendherberge: Nürnberg galt weithin als Vorbild und Lincke als anerkannter Fachmann. Es war wohl eine beglückende, mitreißende Arbeit für ihn – weil niemand ihr Ende kannte.

Der Kriegsausbruch verschob sofort die Schwerpunkte. Das Dreigestirn Schmeißner (Baureferent) – Lincke (Denkmalspfleger) – Dr. Fries (Luftschutzreferent) brachte es fertig, schon während des ersten Kriegsjahrs mit Sicherungs- und Bergungsmaßnahmen zu beginnen. Die Hauptlast trug Lincke. Auch hier taucht manches spontan aus der Erinnerung auf: Die Ummauerung von Schönem Brunnen, Sebaldusgrab und Sakramentshaus, die hohen Schutzbauten vor den Kirchenportalen, die zwei Kunstbunker. In Wirklichkeit liefen unzählige Einzelaktionen ab, die von allen Beteiligten entsagungsvollste Arbeit von früh bis spät verlangten. Es war wenigstens teilweise nicht umsonst. Am Ende aber mußte Julius Lincke, der mit Hingabe und Überzeugung seine ganze Kraft der Altstadt gewidmet hatte, den Untergang dieser Altstadt miterleben.

Die Amerikaner verhafteten den Nürnberger Denkmalpfleger und sperrten ihn ein Jahr lang im Internierungslager Hammelburg ein. Auf seinem Entlassungsschein stand als Grund schlicht und einfach: Oberbaurat. Inzwischen hatte er, wie unzählige Beamte, seinen Posten bei der Stadt verloren und mußte sich freiberuflich eine neue Existenz schaffen. Aber seine Fähigkeiten waren unentbehrlich: Der Wiederaufbau der Lorenzkirche unter zunächst unsäglichen Verhältnissen bis 1952 (!), dann der des Heilig-Geist-Spitals, der Kaiserstallung und des Luginsland machten ihn zu einer Leitfigur für die neue, aber historisch ge-

prägte Altstadt. Mit der Rückkehr in den städtischen Dienst 1956 (ab 1963 als Baudirektor) wurde allerdings dieses Fachwissen brachgelegt. Er hat sich darüber nie beklagt, sondern es als Horizonterweiterung bezeichnet, wenn er im Krankenhaus oder im Schlachthof baute.



Nach der Pensionierung 1971 kehrte Julius Lincke zu seinen Wurzeln zurück – und die lagen jetzt bei den Altstadtfreunden. Nicht weniger als 27 mal ist er zwischen 1974 und 1987 in unseren Heften als ehrenamtlicher Betreuer eines Vorhabens genannt. Er entwarf, zeichnete Pläne, baute Modelle, probierte vor Ort mit Attrappen die Wirkung. Wir spürten, was Kompetenz ist. Und manchmal verspürten wir auch sein Anschieben: Beim Rathausaal, bei den Reichskleinodien, beim Burgmuseum (seinem Vermächtnis an uns).

Er blieb zwar stets korrekt, höflich, leise – aber er ließ nicht nach, er kam immer wieder auf seine Sache zurück. „Die sanfte Gewalt“ hat das einmal jemand genannt: So muß er auch früher seine Erfolge erzielt haben.

Ein Gespräch mit ihm konnte ein Genuß sein. Er war nicht nur ein feinsinniger, empfindsamer Künstler, sondern auch ein launiger Erzähler und ein hochgebildeter Beobachter dieser Welt. In unserem Büro galt er als letzter Kavalier der alten Schule. Dazu mag seine sonore Sprechweise beigetragen haben, über deren leichter fränkischer Einfärbung immer wieder einmal der Hauch eines charmanten Münchener Akzents schwebte.



Julius Lincke hat die Altstadtfreunde in vieler Hinsicht mitgeprägt und bereichert. Er wird uns oft fehlen. Wir wissen keinen besseren Dank an ihn, als mit der nachfolgenden Bibliografie noch einmal in Erinnerung zu rufen, wie sehr er sich lebenslang um unsere Altstadt bemüht hat.

Vom Wiedererwecken alter Handwerkskunst. Das Bayerland, Jahrgang 45 (1934), Nummer 22, Seite 716-717. Mit zwei Abbildungen.

Die Wiederherstellung der Nürnberger Kaiserburg im Jahre 1934. Der Burgwart, Jahrgang 36 (1935), Seite 12-19. Mit 14 Abbildungen.

Die Reichsjugendherberge „Luginsland“. Nürnberger Schau, Jahrgang 1 (1939), Seite 167-173. Mit acht Abbildungen.

Instandsetzung historischer Gebäude der Stadt der Reichsparteitage Nürnberg [u. a. Rathaus, Fembohaus, Heilig-Geist-Spital, Stadtmauer]. Nürnberger Schau, Jahrgang 2 (1940), Seite 275-288. Mit 24 Abbildungen.

Erneuerungsarbeit am Heilig-Geist-Spital in Nürnberg. Zentralblatt der Bauverwaltung, Jahrgang 60 (1940), Seite 705-712. Mit 13 Abbildungen.

Drei Nürnberger Chörlein [Vordere Fischergasse 31, Oberer Bergauerplatz 3, Heilig-Geist-Spital Westseite]. Nürnberger Schau, Jahrgang 2 (1940), Seite 229-230. Mit vier Abbildungen.

Das Haus Obere Schmiedgasse 66 [=Pilatushaus]. Nürnberger Schau, Jahrgang 2 (1940), Seite 128-130. Mit drei Abbildungen.

Die Altstadterneuerung in Nürnberg. Zentralblatt der Bauverwaltung, Jahrgang 61 (1941), Seite 285-298. Mit 31 Abbildungen.

German Bestelmeyer +. Nürnberger Schau, Jahrgang 4 (1942), Seite 52-55. Mit fünf Abbildungen.

Wiederherstellung historischer Bauten. In: Jubiläumshandbuch 900 Jahre Nürnberg. Nürnberg 1950. Sechs Seiten (ohne Zählung). Mit vier Abbildungen.

Die Schadensbehebung an der St. Lorenzkirche in Nürnberg. Kunstpflege, Beiträge zur Geschichte und Pflege der Architektur und Kunst. Jahrgang 1 (1947), Seite 55-58.

Gedanken des Architekten zum Wiederaufbau der St. Lorenzkirche. In: Wie St. Lorenz wiedererstand. Festschrift zur Wiedererrichtung des Hallenchores von St. Lorenz am Tag St. Laurentii 1952. Seite 26-30.

Gedanken zu den Fachwerkkreilegungen der Altstadtfreunde im Denkmalschutzjahr 1975. Nürnberger Altstadtberichte 1 (1976), Seite 39-44. Mit einer Abbildung.

Der Chor von St. Lorenz im "rechten Maß" der mittelalterlichen Bauhütten. Bericht über die Maßforschungen von Wilhelm Funk und weitere Betrachtungen zu diesem Thema. In: 500 Jahre Hallenchor St. Lorenz zu Nürnberg 1477-1977 (=Nürnberger Forschungen, Band 20). Nürnberg 1977. Seite 197-212. Mit 25 Abbildungen.

(Zusammen mit Konrad Fries:) Der Kunst-Luftschutz in der Stadt Nürnberg während des zweiten Weltkrieges. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg, Band 66 (1979), Seite 292-303. Mit acht Abbildungen.

Das Alte Rathaus und der Große Rathaussaal seit ihrer Kriegszerstörung. II. Planungen und Maßnahmen zur Wiederinstandsetzung des Innenraums ab 1977. Nürnberger Altstadtberichte 5 (1980), Seite 32-50. Mit 16 Abbildungen.

Zum Gedenken an Hans Engert. Nürnberger Altstadtberichte 8 (1983), Seite 83-84. Mit einer Abbildung.

Entstehung und Schicksale des großen Holzmodells der Nürnberger Altstadt. Nürnberger Altstadtberichte 10 (1985), Seite 65-76. Mit 11 Abbildungen.

Das Chorgestühl der St. Lorenzkirche in Nürnberg und die Meister seiner Wiederherstellung. Nürnberger Altstadtberichte 11 (1986), Seite 35-60. Mit 35 Abbildungen.

Vom Spießhaus zum Wohnheim. Die äußeren und inneren Wandlungen der sogenannten Fronveste. II. Umgestaltung, Zerstörung und Wiederaufbau 1938-1956. Nürnberger Altstadtberichte 13 (1988), Seite 77-84. Mit neun Abbildungen.

Seine beiden umfangreichsten Veröffentlichungen erschienen ohne Namensnennung in dienstlichem Auftrag als Heft 3 und 4 der Reihe "Nürnberg ... und seine Verwaltung"; sie sind heute in besonderem Maß lesenswert:

Die Erneuerung der Altstadt in Nürnberg. Herausgegeben vom Oberbürgermeister 1937. 66 Seiten, 60 Abbildungen.

Die Erneuerung der Altstadt in Nürnberg. Zweite Folge. Herausgegeben vom Oberbürgermeister 1941. 84 Seiten, 47 Abbildungen.

Bildernachweis (nach Seitenzahlen)

Mulzer: 6, 10, 19, 21, 23, 24, 79 (rechts), 80, 91
Hahn: 30, 33 (beide), 34 (beide), 35, 93, 95 (rechts)
Hochbauamt Bildstelle (ab 1993: Stadtarchiv Nürnberg, Bild-, Film- und
Tonarchiv): 45, 61, 65, 67, 75, 76, 77, 79 (links)
May: 8 (beide), 9 (beide), 13 (oben), 14, 17 (beide)
Stadtgeschichtliche Museen: 47, 48, 55, 57, 62, 63, 70, 71
Friedel: 27, 29, 32 (alle drei)
Foto-Hörlein, im Auftrag der Altstadtfreunde: 4, 38, 53 (Repro), 68 (Repro)
Nürnberger Nachrichten: Bauer 12; Contino 2; Hippel 11; Kemmeter 50
Kabelitz: 87, 89 (beide)
Landeskirchliches Archiv: 59, 72, 73
Nürnberger Zeitung: Gerullis 3; Guttenger 5, 13 (unten)
Klett: 20, 22
Germanisches Nationalmuseum: 36
Landesamt für Denkmalpflege: 31
Staatsarchiv Nürnberg: 41
Stadtarchiv Nürnberg: 42
Unbekannt: 95 (links)

Quellenangabe zu den Bildern (nach Seitenzahlen)

41: Staatsarchiv, Bildsammlung, Nr. 40.19
42: Stadtarchiv, A 4, Nr. 517/1
48: Der Milch-Markt zu Nürnberg. Stich von Johann Adam Delsenbach.
50: Nürnberger Nachrichten vom 20. Februar 1981
53: Prospekt der Reichsstadt Nürnberg des Hieronymus Braun 1608.
Als Nachdruck herausgegeben von der Stadtsparkasse 1985.
55: Stich von Johann Georg Gruber (nach Johann Alexander Boener)
57: Vorderes Ansehen der Haupt-Kirchen zu St. Sebald in Nürnberg.
Stich von Johann Adam Delsenbach.
59: „Nach dem Original von Arch. C. Heideloff gezeichnet und gestochen von
C. Görgel, Arch. v. Nürnberg“
61: Stich von Friedrich Wagner
62: Wie 59
63: Stahlstich von Friedrich Geißler nach Zeichnung von Georg Christoph Wilder
68: Siehe Seite 84, Anmerkung 96
72: Landeskirchliches Archiv, KV, Fach 65, Lit. M, Nr. 7
73: Landeskirchliches Archiv, Bildersammlung, Moritzkapelle